

Aus der
Königl. Hausbibliothek
1881.

Für Galobiotik,

Kunst, das Leben zu verschönern,

als

neu ausgestecktes Feld menschlichen
Strebens,

von

Wilhelm Bronn.

Zweite Lieferung

von der ersten unabhängig, und zugleich Fortsetzung
der frühern.

W i e n.

Gedruckt und in Commission bei Carl Gerold

1838.

Lehrbuch der
Arithmetik

von
Wilhelm Grunm

Lehrbuch der
Arithmetik
für
Höhere Schulen

von
Wilhelm Grunm

Lehrbuch der
Arithmetik
für
Höhere Schulen

Lehrbuch der
Arithmetik
für
Höhere Schulen

1888



— VI —

I n h a l t.

	Seite
Öffentliche Aufnahme der ersten Lieferung . . .	1
Schlüssel zum Ganzen	9

I. Allgemeines.

1. Die Poesie für Lebensverschönerung . . .	23
2. Volksmärchen	45
3. Poesie des Wirklichen	54

II. Aus Kalobotikers Tagebuch.

1. Beruf	61
2. National-Kalender	69
3. Die Förster-Familie	77

III. Aus Italien.

1. Florenz und bildende Kunst für Lebensverschö- nerung	87
2. Der Ofen in Italien	102

	Seite
3. Erste Engagirung einer jungen Prima Donna	115
4. Die Wassermelone	130
5. Die Theaterloge	143
6. Das Salon = Gespräch am Meere	160

I. Allgemeines

1. Die Poesie für Lebensversicherung	12
2. Hofgespräche	14
3. Poesie des Wirklichen	16

1. Kunst	18
2. National-Kalender	20
3. Die Poesie, Gemälde	22

1. Florenz und die erste Kunst für Lebensversicherung	24
2. Die Oper in Italien	26



Öffentliche Aufnahme
der
ersten Lieferung.
(Als Vorwort.)

Die angesehensten Zeitschriften des In- und Auslandes haben sich über das frühere Bändchen gleichen Titels auf das Schmeichelhafteste ausgesprochen. Auch dient der Anwerth, den das Werk im Publikum fand, diesem gütigen Lobe vollkommen zur Bestätigung.

Zwei Artikel, wovon der eine im Morgenblatte (Intelligenzblatt vom 27. April 1836), der andere in der allgemeinen Zeitung (vom 7. Juni 1837) erschienen, mögen hier wörtlich abgedruckt stehen. Nicht etwa wegen des Lobes, das sie dem Verfasser zollen, von welchem sie fast gar nicht sprechen, sondern wegen der höchst beherzigenswerthen Art, womit

sie das Unternehmen selbst beleuchten. Im Morgenblatte heißt es nämlich:

Für Kalobotik,

Kunst das Leben zu verschönern.

»Die literarische Welt und das Publikum überhaupt scheinen dieses Gegenstandes Wichtigkeit nicht genug zu ermessen. Vielleicht glauben sie, weil die Elemente dazu schon von jeher zerstreut vor Handen lagen, daß auch der Bau daraus nichts Neues sey; vielleicht mangelt es dem Verfasser an Freunden und Protektionen in der literarischen Welt, worin selbe oft eben so nöthig zum Fortkommen sind, als in der bürgerlichen Welt. Eine neue Ansicht über Münzkunde, über Flecken im Monde, über etruskische Vasen, die doch nur von höchst indirektem Nutzen fürs Leben seyn können, erregt oft unglaubliches Aufsehen. Man schreibt und posant davon unaufhörlich in allen Zeitschriften.«

»Ueber obigen Gegenstand, der so sehr geeignet ist, direkt ins Leben einzugreifen, bis in die klein-

sten Fasern der täglichen Existenz aller Stände wohlthätig zu dringen, ihren Reiz mächtig zu erhöhen, ist in den besten Zeitschriften kaum die Rede. Läßt dieß nicht vermuthen, daß es dem Verfasser an literarischer Protektion fehle? Denn ob er seine Aufgabe vollständig gelöst oder nicht, ändert wohl an der Wichtigkeit des Gegenstandes selbst nichts. Es sollte ja den Deutschen schmeicheln, aus ihrer Mitte eine neue Lehre von so handgreiflicher Wichtigkeit erstehen zu sehen, um die sie über kurz oder lang die andern gebildeten Nationen beneiden dürften. Sie sollten die Sache daher nicht selbst fallen lassen, wie sie es thun zu wollen scheinen. Auch dürfte eine Stimme über Lebensverschönerung aus Wien, wo man sich bekanntlich darauf versteht, gewiß mehr Beachtung verdienen.«

Hierauf sprach sich in der allgemeinen Zeitung ein Artikel folgender Maßen aus:

Neu ausgestecktes Feld menschlichen
Strebens.

» Immer mehr gestaltet sich die allgemeine Zeitung zu einem Centralblatt, das auf alles hindeutet, was für das Publikum im Ganzen und Großen von Interesse ist. Neben der Tagespolitik der Nord- und Südpol-Expeditionen, Dampfwagen und Cholera-Heilmittel fehlen weder die Uebersichten über Woll- und Büchermärkte, noch über Literatur-Perioden oder Bade-Saisons, ja nicht einmal die anderthalb Spalten, die uns versichern, daß der wandernde Todte, Fürst Pückler, seinen Weltgang nach Golgatha und gegen die Kaba hin fortsetzt. Man darf also wohl ohne Bedenken die Hälfte des dieser beruhigenden Nachricht angewiesenen Raumes für einen Gegenstand in Anspruch nehmen, von dem ein Schweizer im Morgenblatte meint, er sey für das Leben wichtiger, als eine neue Ansicht über Münzkunde, Mondflecken oder etruskische Vasen, ja sogar, setzen wir hinzu, als Semilasso's Weltgang. Diesen Gegenstand schlägt eine kleine Schrift

an, betitelt: Für Kalobiotik. Sie hat in mehreren bedeutenden Zeitschriften Anerkennung gefunden, und wir fühlen uns gedrungen, jeden Freund ächter Bildung auf diese Erscheinung aufmerksam zu machen. Mit dem Wahren und Guten bildet das Schöne die ideale Seite der Welt. Sonderbar genug hat man nur das Wahre und Gute zum Gegenstande besonderer Wissenschaften gemacht, das Schöne aber fast nur in Bezug auf Kunst und Künstler untersucht. Sene drei Ideen aber stehen sich ebenbürtig zur Seite. Die Schönheit stellt ihre Forderung absolut, wie die Logik und Moral, wenn auch, aus leicht begreiflichen Gründen, im gemeinen Leben das ästhetische Gewissen mehr überhäubt erscheint, als das moralische und die Verstandesregel. Diesen Gegenstand anzuregen, auf seine Wichtigkeit hinzuweisen, an einzelnen Fällen und Situationen den Sinn dafür aufzuregen, und so einer wissenschaftlichen Behandlung vorzuarbeiten, ist offenbar der Zweck der obengenannten Schrift. Sagen, daß nichts daran auszufehen wäre, hieße

das Ding sagen, das nicht ist. Besonders hätte der Verfasser wohlgethan, wenn er entweder den vollständigen Harnisch des Systems angelegt, oder die Darstellung mehr brillantirt geschliffen hätte, um die bunten Lichter männiglich in die Augen spielen zu lassen. Indesß ist alles relativ; eine Seifenblase muß bunt seyn, eine Sternschnuppe muß blitzen, sonst ist sie gar nichts. «*und das Licht*» Aber ein dauerndes Licht kann ruhiger scheinen, es scheint schon durch. Ohne Bild zu reden, sowohl für den Weltmann, als für den Philosophen und Aesthetiker von Profession, muß die angeregte Sache von höchster Wichtigkeit seyn: für den ersten, weil sie unmittelbar ins Leben greift; für den zweiten, weil ihm neben der Moral, welche das Gute vorschreibt, nun auch die andere Seite seiner Wissenschaft zu behandeln obliegt, welche auf Schönheit der Erscheinung dringt; aber vor allem für den Aesthetiker, weil neben dem Bilde des Lebens in der Kunst nunmehr das Leben selbst in seinen Kreis fällt, so daß der Professor der Aesthetik nicht

mehr bloß eine Lehre für Künstler und Kunstliebhaber zu behandeln, sondern seine Wissenschaft über die ganze Menscheneristenz hin zu erweitern hat. »

Diese beiden Stimmen sind dem Verfasser mehr Aufmunterung und Sporn zum Weiterstreben in dem Beginnen, als manches Lob, da ihn nicht Eitelkeit, sondern bloß Liebe zur Sache leitet!

Möge das Unternehmen, welches somit wohl für immer festgegründet dasteht, noch so lange nicht genug beachtet bleiben, es muß dennoch (vielleicht durch andere tüchtigere Federn) zur vollen Anerkennung kommen, denn es trägt den Keim hiezu ohne Frage in sich.

Der Kalobotik möchte von nun an in keiner encyclopädischen Darstellung des menschlichen Wissens ein Platz versagt werden, ohne sich dem Vorwurfe auszusetzen, eine Lücke gelassen zu haben.

Da hilft kein Sträuben, kein Kleben an Gewohntem, kein vornehmes Herabblicken auf neu Angeschlagenes, und darum bisher noch Fremdartiges! —

Am Schlusse des Vorwortes zu dem oberwähnten
frühern Bändchen wurde versprochen, daß künftig
von einzelnen schönen Künsten in kalobotischer Zen-
denz die Rede seyn werde. In Bezug auf bildende
Kunst und Poesie ward versucht, das Versprechen
in vorliegenden Blättern zu lösen; in Bezug auf
Musik soll es in einem folgenden Bändchen geschehen.
Auch diese neue Lieferung von Aufsätzen hat übri-
gens bloß den vorbereitenden Zweck, im Allgemeinen
Sinn für Kalobotik zu wecken.

Schlüssel zum Ganzen.

(Zur Bequemlichkeit des Lesers aus dem frühern Bande gleichen Titels abgedruckt.)

Sufeland war Schöpfer einer Makrobiotik (Lebensverlängerungskunst). Eben so ließe sich auch eine Kalotik (Lebensverschönerungskunst) aufstellen, deren Erfahrungssätze, systematisch geordnet, eine eigene Wissenschaft bilden würden. Sie hätte zur Aufgabe, das wirkliche Leben möglichst schön, das ist, so einzurichten, daß es unserer Vernunft (worunter hier das Denkvermögen überhaupt verstanden wird), unserer Phantasie und unserem Gefühle so viel wie möglich zu gleicher Zeit und in gleich hohem Grade zusage; sie würde suchen, das Leben nach dem Gesetze des Schönen einzurichten, während es die Moral nach dem Gesetze des Guten zu bilden strebt. Bei beiden ist die Theorie im Grunde sehr einfach, die Anwendung aber unendlich. — Der Kalotik läge es ob, auf doppeltem Wege zu wirken. Erstlich hätte sie auf alles Schöne aufmerksam zu machen, was das Leben be-

reits zum Genusse bietet; denn um Verschönerung unserer Ansichten müßte es ihr vor Allem zu thun seyn (hier ist der mächtige Einfluß schöner Künste zu beherzigen); sodann aber hätte die Kalobiotik auch die Mittel an die Hand zu geben, wie dem Leben noch mehr Schönheit und Reiz einzuslößen sey.

Auf erstere Art würde der Kalobiotiker genießend, auf die zweite Weise schaffend vorgehen. Bei jener müßte er sich bloß zunächst auf sein eigenes Leben beschränken, da man nicht für Andere genießen kann; bei der schaffenden Methode dagegen hätte er sowohl sein eigenes Leben, als jenes seiner Mitmenschen zum Gegenstande und Bildungsstoffe.

Erhöhung eines edlen Daseyns genusses, und hiedurch Erweckung einer gewissen innern Freudigkeit, wäre der Nutzen, welchen diese Wissenschaft zunächst zu bringen hätte; sie bestände eigentlich in einer Anwendung der Ästhetik, der Lehre vom Schönen, auf das wirkliche Leben. Sohin würde sich das Gebiet der letzteren dadurch erweitern, während sie sich bisher beinahe bloß mit schöner Kunst befaßte. Die Ästhetik würde ihrer Anwendung nach in zwei Theile zerfallen, nämlich:

- a) in Ästhetik angewandt auf Kunst;
- b) in Ästhetik angewandt auf's wirkliche Leben (Kalobiotik).

Dem Aesthetiker kann nicht entgehen, welch ein neues weites Feld sich ihm hiedurch öffne, wie sehr auf diese Weise sein Wirken an praktischem Nutzen, und sohin an Wichtigkeit gewinne.

Zur Bildung des Kalobiotikers würde übrigens ästhetische Bildung allein noch keineswegs genügen; er müßte sich dazu noch eine gewisse Geschicklichkeit erwerben, auf das wirkliche Leben gestaltend einzuwirken.

Um Verwirrung von Begriffen zu beseitigen, ist es dienlich, hier auch auf den Unterschied aufmerksam zu machen, welcher zwischen einem im wirklichen Leben vorkommenden schönen Ganzen, z. B. einem schönen Faktum, einer schönen Gegend und der Darstellung eines solchen Ganzen durch schöne Kunst besteht.

Es kommt hier nämlich Dargestelltes und Darstellung zu unterscheiden. Ersteres gehört, besonders wenn es durch menschliche Einwirkung zum schönen Ganzen ward, der Kalobiotik an; letzteres dagegen ist ein Werk schöner Kunst. Hieraus

wird auch der Unterschied zwischen den Wirkungs-
freisen des Kalobiotikers und des Künstlers klar.
Der Kalobiotiker wird sich z. B. bestreben, eine
Gegend zu verschönern; gelingt es ihm, sie zu einem
schönen Ganzen zu gestalten, so hat er seinen Zweck
erreicht. Liefert der Maler ein Gemälde jener Ge-
gend, ohne weitere Verschönerung, so hat auch er,
gleich dem Kalobiotiker ein schönes Ganzes aufge-
stellt. Die Verschönerung der Gegend wäre hier
Werk des Kalobiotikers, die Darstellung der ver-
schönerten Gegend in dem Gemälde dagegen Kunst-
werk. Die Leistung des Malers verhielte sich zur
Leistung des Kalobiotikers, wie Darstellung zu
Dargestelltem. Dieß wäre die verschönerte Ge-
gend selbst, jene das Bild davon.

Mancher, der schöne Gartenkunst, folglich auch
Landsverschönerung unter die schönen Künste zählt,
dürfte in dem angeführten Beispiele die Verschöne-
rung der Gegend nicht als kalobiotische, son-
dern als künstlerische Leistung gelten lassen.
Ohne einen Streit hierüber zu beginnen, der in
die Aesthetik gehören würde, wählen wir noch ein
zweites Beispiel, wobei aller Anlaß hiezu wegfällt.

Ein Gedicht, welches in poetischer Schilderung eines schönen Familienlebens bestände, wäre allerdings ein Kunstwerk. Hätte nun dieses Familienleben wirklich irgendwo bestanden, und sich durch menschliche Einwirkung so schön gestaltet: so wäre dasselbe ein Werk der Kalobiotik zu nennen; die poetische Schilderung des Ganzen aber wäre ein Kunstwerk.

Für die Verschönerung des Lebens ist ohne Frage, Kunst, eine der Hauptquellen.

Zu so ferne daher die auf die Kunst angewandte Ästhetik Bervollkommnung schöner Kunstwerke bezweckt, ist sie dem andern Theile der Ästhetik, welcher das wirkliche Leben zum Bildungstoffe hat, der Kalobiotik behilflich; denn sie trägt mittelbar zur Verschönerung unserer Ansichten bei. Unter Benützung von schöner Kunst, Wissenschaft, und andern uns zu Gebote stehenden Quellen sollen wir streben, unser Leben so viel möglich zu einem schönen Ganzen zu gestalten. Selbst rein sinnlicher Genuß, so weit die Moral ihn erlaubt, gehört unter die Mittel zur Erreichung jenes Zweckes. Wer z. B. liebt, einen guten Tisch

zu führen, und sich dieses Vergnügen ohne Gefährdung der Gesundheit und des Vermögens verschaffen kann, der hätte Unrecht, sich es nicht zu gönnen. Er würde gegen die Forderungen der Kalobiotik handeln. In so fern uns nämlich diese die Aufgabe setzt, nicht nur für unsere geistigen Kräfte, sondern auch für unsere Sinnlichkeit zu sorgen, woserne höhere Forderungen es zulassen, schließt sie gewiß auch die Freuden der Tafel nicht aus; sie können vielmehr in ihrer Tendenz liegen. Denn durch solchen Genuß wird die Sinnlichkeit wohlthätig belebt, was gewiß nicht minder nöthig ist, die Existenz zu verschönern, als Belebung unserer Geistigkeit. Sumal, wo diese, wie z. B. heut zu Tage bei den meisten bürgerlichen Ständen, welche sich durch Kopfsarbeit nähren, im Vergleiche zur Sinnlichkeit allzusehr herausgeübt wird. In einer solchen Lage wird es so zu sagen kalobiotische Pflicht, durch mäßigen sinnlichen Genuß das gestörte Gleichgewicht zwischen dem Geistigen und dem Sinnlichen, durch Belebung des letztern wieder herzustellen. Denn diese beiden harmonisch in Schwingung zu bringen, ist ja eigent-

liche Aufgabe der Kalobiotik. So wird unser Leben erst schön. Wie sich übrigens Freuden der Tafel erhöhen, veredeln, d. i. kalobiotisch gestalten lassen, zeigen uns z. B. die Gastmähler der Alten (Symposien). In Jouy's Hermite de la Chaussée d'Antin, wo er von Soupers spirituels spricht, welche sonst die großen Dichter Frankreichs unter sich zu halten pflegten: in Kant's Anthropologie sind gleichfalls höchst geistreiche Winke darüber zu finden.

Gegenstand der Kalobiotik ist das Schöne im wirklichen Leben, nämlich das Verbindungsglied (Copula) zwischen dem Guten (womit sich die Moral beschäftigt) und dem Nützlichen (dem Gegenstande der Gewerbslehre). Unter letzterer wäre die Lehre von der Gewinnung und Sicherung des Lebensunterhaltes zu verstehen. Kalobiotik und Gewerbslehre sind darum von besonderer Wichtigkeit für das Leben, weil sie uns die Befolgung des Sittengesetzes bedeutend erleichtern, obgleich die Erreichung unserer Bestimmung. Kalobiotik gewährt überdieß noch den weitern Nutzen, daß sie unser Leben durch Verschönerung an-

genehm er macht, um das es eigentlich uns Allen doch zu thun ist.

Daß sie die Befolgung des Sittengesetzes erleichtere, dürfte aus Folgendem anschaulicher werden:

Man denke sich zwei Menschen von ganz gleicher Pflichtliebe. Der eine jedoch wußte durch ein wohl eingerichtetes Leben, wobei weder geistiger noch erlaubter sinnlicher Genuß, noch Genuß des Schönen unbenützt blieb, eine gewisse Heiterkeit in sich zu erzeugen, die ihm des Daseyns Lasten, die Erfüllung mancher oft bitteren Pflicht, gleich jedem heiter Bestimmten, leichter tragen ließ. Der Andere dagegen erfüllt zwar seine Lebenspflichten nicht minder gewissenhaft, allein verschmäht und übersieht jedes Mittel, sich jene alles erleichternde, innere Heiterkeit zu erwerben.

Welcher von beiden wird nun wahrscheinlich seine Pflichten in reicherm Maße und besser erfüllen? Wohl allerdings der mit heiterem Innern Strebende, während der Andere sich abmühen, und überdieß Gefahr laufen wird, sich aufzureiben.

Wer einen Verunglückten, dem ein schwerer Stein auf die Brust fiel, von dieser Last befreit,

indem er den Stein mit aller Anstrengung, unbeholfen genug, bloß unter Anwendung einer Hand, wegwälzt, und sich dadurch an der Gesundheit schadet, hat seine Pflicht um kein Haar besser erfüllt, als ein Anderer, welcher beide Hände dazu anwandte, und hiemit seine Gesundheit schonte. Letzterer hätte im Gegentheile eigentlich weit pflichtmäßiger gehandelt.

Die Begwälzung des Steines stelle hier gleichnißweise die Befolgung des Moralgesetzes vor; jener, welcher den Zweck bloß durch trockenes, ernstes Streben erreichte, wäre bequem mit demjenigen zu vergleichen, der sich zur Begwälzung des Steines bloß einer Hand bediente; der Andere dagegen, der mit einem festen moralischen Streben auch noch Erwerbung einer stärkenden Seelenheiterkeit zu verbinden, und dadurch seine Kraft zu mehren wußte, kann süglich mit jenem verglichen werden, der sich zur Begwälzung des Steines beider Hände bediente.

Sobald der Mensch für die Befriedigung der ersten, dringenden Bedürfnisse gesorgt hat, erwacht in ihm der Trieb für Lebensverschönerung.

Daher finden wir auch sowohl in der Geschichte, als in der Gegenwart, einzelne Beispiele kalobiotischer Anstrebung da und dort zerstreut. Nur heißen sie nicht so, und werden nicht im Zusammenhange aufgefaßt. Nicht nur an der Privateristenz, sondern auch an dem öffentlichen Leben der Menschen aller Zeiten bemerken wir so zu sagen kalobiotisches Geäder hindurchlaufen. An der Geschichte des alten Griechenlands und Roms wird das Eingreifen der Kalobiotik in das öffentliche und Staatsleben höchst sichtbar. Die olympischen Spiele bei den Griechen, ihre stete Rücksicht auf alles Schöne bei Gebäuden, Festen u. s. w. dürften hieher gehören; so wie überhaupt keine Nation kalobiotischer zu nennen wäre, als die alten Griechen, die hierin einem glücklichen Winke folgten.

Eine schöne Aufgabe für geschichtliche Untersuchung dürfte es seyn, nachzuforschen, in welcher Form sich zu allen Zeiten bei den verschiedenen Völkern kalobiotischer Sinn offenbarte. Da, so viel dem Verfasser bekannt ist, Kalobiotik bisher auch unter keinem andern Namen, als selbstständigstes Ganzes aufgefaßt und behandelt wurde;

so scheint es ihm für jetzt noch nicht an der Zeit, zur Abfassung eines Kompendiums darüber, zu einer systematischen Darstellung der Kalobiotik, als einer neuen Wissenschaft zu schreiben. Es dünkt ihm zweckmäßiger, vorerst den Sinn dafür durch verschiedene einzelne Aufsätze zu wecken, und so allgemein als möglich zu verbreiten. Auf solchem Wege dürften vorläufig noch kalobiotische Erfahrungen und Ideen in möglichster Fülle zu sammeln seyn. Dann erst möchte eine systematische Darstellung, ein Kompendium über den Gegenstand gehörigen Eingang finden. Ohnehin wirft das Ausland uns Deutschen, vielleicht nicht ganz mit Unrecht, vor, daß wir für eine Sache Alles gethan zu haben glauben, wenn wir darüber ein gutes Lehrbuch schreiben, um es sodann wohlgebunden in unserem Bücherschranke aufzustellen.

Die Nützlichkeit, seiner Zeit alles zerstreute Wichtigere in kalobiotischer Tendenz zu sammeln, und in wissenschaftlicher Form als Ganzes darzustellen, leuchtet wohl von selbst ein. Das Zerstreute würde dadurch erst Zusammenhang, Verbindung und die rechte Kraft und Fruchtbarkeit für

menschliche Gesittung erhalten, wodurch das ganze Streben auch mehr Ansehen gewänne. Als geringerer Anfang zu einer Sammlung von Materialien für den künftigen Bau einer Kalobiotik mögen folgende Aufsätze allerlei Inhalts dienen. Durchaus ohne Plan gereicht, wie sie zufällig entstanden, machen sie auch keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Sie würden ihre Bestimmung erfüllt haben, wenn es ihnen gelänge, im Allgemeinen, Sinn für Kalobiotik zu wecken, und anschaulicher zu machen, wie diese Ansichten ungefähr ins wirkliche Leben zu verarbeiten wären, und wie Jedermann Bildner seines Lebens werden könne, ohne eben zu ändern, als den unschuldigsten, alltäglichsten Mitteln zu greifen.

Fände das Streben Anklang, dürfte das Begonnene auch wohl fortgesetzt werden. Unter einer neuen Folge würde vorzüglich Näheres über kalobiotische Benützung einzelner schönen Künste und ihrer Werke nicht fehlen.

I. Die Poesie
Vorbereitung

I.
Allgemeines.

Die Poesie ist eine Kunst, die sich durch
die Sprache ausdrückt, und die durch
die Einbildungskraft des Dichters
entsteht. Sie ist eine Kunst, die sich
durch die Sprache ausdrückt, und die
durch die Einbildungskraft des Dichters
entsteht. Sie ist eine Kunst, die sich
durch die Sprache ausdrückt, und die
durch die Einbildungskraft des Dichters
entsteht.



I. Die Poesie

für
Lebensverschönerung.

L'un porte sa poésie sur son front, un autre dans son coeur; celui-ci la cherche dans une promenade silencieuse, au sein des plaisirs, celui-là la poursuit au galop de son cheval à travers les ruines; un troisième l'arrose sur sa fenêtre dans un pot de tulipes.

George Sand.

Was ist bei Kindern das Spiel anderes als ihre Poesie!

Wird bei ihnen Phantasie, Gefühl und Verstand durch etwas angesprochen, suchen sie es im Spiele zu realisiren.

Sie werden hiedurch gleichsam Dichter, wie der Erwachsene es in Versen ist.

So spielt das Mädchen die Haushälterin, Köchin, Pugmacherin; der Knabe den Soldaten, Geistlichen, Arzt u. s. w.

Nicht selten offenbart sich auf diese Weise schon der Beruf zu dem einstigen Stande des Kindes.

Das Gewünschte liefert bei ihm oft den Stoff zum Spiele, wie bei dem Erwachsenen zur Poesie. So liegt dieser daher auch etwas Reelles zum Grunde. Auch Träume befruchten die Seele und stehen in wunderbarer Wechselwirkung mit der Wirklichkeit. In solchem Drange Wünschenswerthes, Ansprechendes zu verwirklichen, scheint der Ursprung aller Poesie zu liegen.

Das Kind wächst heran, verliert den Geschmack am Spiele; der Jüngling glaubt seine schönen Träume realisiren zu können, muß sich jedoch mit dem Heranreifen zum Manne stets mehr von der Unmöglichkeit überzeugen. Dafür aber wird ihm das Wort, denn heißt es in Göthes Lasso:

»Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
Gab mir ein Gott zu sagen, wie ich leide!«

Im Worte sucht der Erwachsene, bei der Unbildsamkeit des Wirklichen, seine schönen Empfindungen auszudrücken. So dürfte Poesie bei dem Einzelnen, wie bei ganzen Völkern entstanden seyn.

Selbst lyrische Ergießungen über wirklich Erlebtes gehören hieher, denn sie verrathen nur den Wunsch, sich und Andern das Genossene lebendig vorzuführen, und so Andere zum Mitgenusse zu wecken. Natürlich bleibt der Mensch mit zunehmender Kultur nicht bei so einfachen Arten poetischer Aeußerungen stehen. Er fängt an, Ideen, Gefühle, Anschauungen, Bilder seiner Phantasie unterschiedlich zu verknüpfen, um sein gesammtes Innere anzuregen, das ist, er geht zur *Kombinations-Poesie* über.

Dieser kann ihrer Natur nach der Stoff nie ausgehen, denn sie entnimmt ihn aus dem ganzen Reiche des Physischen, wie des Psychischen, worin die Beziehungen und Ideen-Verbindungen unendlich sind.

Das *Wie* dieser Verknüpfungen, worin das Poetische liegt, ist eben das *Geheimniß* der Kunst. Nur wenigen Begabten offenbart es sich in Stunden der Weihe. Nur ihnen allein ist es vergönnt, Poetisches zu gestalten; es zu genießen aber ist zwischen mehr und weniger Allen ge-

geben. Eine wichtige Aufgabe wachsender Kultur ist es daher, der Poesie den wahren vollen Genuß abzugewinnen, den sie gewähren kann, die Empfänglichkeit dafür so viel möglich zu erhöhen.

Die gewöhnlichste Art Poesie zu genießen ist, sich damit die Zeit zu vertreiben, oder einen Augenblick Sorgen zu verscheuchen, wie man etwa eine Pfeife raucht, oder der gemeine Mann ein Gläschen Schnapps trinkt. Immerhin möge sie auch dazu gelegentlich dienen. Hierin liegt aber nicht ihr eigentlicher Nutzen, sondern in der bleibenden Einwirkung von Schöpfungen einzelner Dichter auf unser ganzes Wesen. Eine solche Einwirkung gleicht jener, welche der Umgang mit einzelnen Personen im täglichen Verkehr auf uns übt. Gehen wir z. B. bloß mit verzagten oder langweiligen Menschen um, ohne auch erhebende, aufmunternde Gesellschaft zu suchen, so verlieren wir am Ende selbst alle Heiterkeit und werden langweilig. Was ist im Grunde ein schönes Gedicht anders als Worte, welche ein von der Na-

tür besonders ausgestatteter Mensch in einer Stunde höherer Weihe zu uns spricht! Wie wir daher bisweilen seinen Umgang suchen würden, eben so dürften wir uns bisweilen nach seinen Werken sehnen, um sie zur Veredlung, Belebung und Verschönerung unserer Ansichten zu benützen. Fühlen wir uns durch unser tägliches Leben müde und abgestumpft, verdriest uns sein ewiges Einerlei, stellt sich wohl gar Kummer, Gram, Aerger ein, so kann es uns eine wahre Wohlthat werden, die Gesellschaft z. B. der unsterblichen Werke unseres erhabenden Schillers zu genießen, gleichsam als Gegengewicht alles dessen! Macht er uns doch Höhen und Tiefen des Daseyns, und alles, was es Erhabenes in sich schließt, so lebendig anschauen. Zeigt er uns nicht, mit welchen Empfindungen wir uns über das Drückende der Alltäglichkeit emporschwingen können, aus welchem Standpunkte wir selbe anzusehen haben, um sie leichter würdigen, oder ertragen zu lernen. Sprechen seine dichterischen Schöpfungen nicht zu dem Menschen: ermiß die Höhen und Tiefen des Lebens, um die nöthige Kraft zu

gewinnen, dein Daseyn zu würdigen, den Lebenskampf edel zu bestehen? Schiller wird von uns darum mit dem meisten Erfolge in Momenten gelesen werden, wo wir uns idealer gestimmt fühlen, um diese ideale Stimmung noch mehr zu beschwingen, oder in Stunden, wo uns das Alltägliche zu erdrücken droht, um dem Idealen in uns wieder aufzuhelfen, wodurch wir manche Momente eines gewissen inneren Verzagens ersparen, uns wieder Lust und Muth zu unserem Tagewerke gewinnen können.

Ganz anders verhält es sich wieder mit Götten; dieser, mehr ein heiterer Hellene, ruft uns mittelst seiner sämtlichen Werke zu: Siehe dich auf Erden in der Sinnenwelt und in deinen nächsten Verhältnissen recht mit Besonnenheit um, so wirst du die Tiefen und Höhen der Menschheit dahinter ahnen, und hieraus Kraft schöpfen, durch das Leben hindurch zu einer behaglichen Ruhe zu gelangen, und klar zu fühlen, wie du als Mensch zu Gott und Welt stehst.

Diesem Zurufe gemäß müssen wir Götten denn

auch benützen; keiner versteht, wie er, alle sinnlichen Erscheinungen auf Erden, selbst die geringfügigsten, auf eine höchst interessante Art anzuschauen, in Verbindung mit den höchsten Ideen zu denken, und aus allen diesen ein unnennbares, kräftigendes Behagen zu schöpfen. Wollen wir ihn nun fürs Leben benützen, so müssen wir ihm diese Kunst ablauschen, und seine Art, einen jeden Gegenstand, so zu sagen ein jedes G r ä s c h e n zu beschauen, auch in unsern täglichen Verhältnissen nachahmen, so viel dieß auf ungezwungene Weise geschehen kann. Dieß werden wir schon, bei aufmerksamen Studium, aus seinen Werken entnehmen können, indem er uns darin auf diejenigen Eigenschaften eines Dinges hinweist, durch welche uns dasselbe interessant wird, wodurch wir nach und nach die Methode lernen, uns auch a n d e r e Dinge auf ähnliche Weise interessant zu machen. So gewinnt unsere ganze Existenz an kräftigendem Reize.

Welcher Vorthheil, zumal in unserer Zeit, die so häufig an einer gewissen Stumpfheit und Lebensunzufriedenheit leidet! Wie wird unser Geist hie-

durch nicht lebendig, und zu allem aufgelegt! Jeder einsam existirende Mensch wird Göthen daher vorzüglich benützen, ihn auch weit häufiger lesen können, als Schiller, weil er nicht so, wie dieser, eine ideale Stimmung erfordert, sondern uns die wirkliche Welt vorführt, wie wir sie täglich sehen, und die er nur zuweilen mit Idealen durchwebt, um unserem Daseyn Reiz einzuslößen, und ihm das Langweilige zu benehmen, welches sich bei der Wirklichkeit oft einzustellen pflegt.

Nur möchte der Gebildete sich bei Lesung der Göthischen Werke zu hüten haben, daraus nicht eine gewisse, allzubequeme Moral einzusaugen, einen allzugroßen Hang zu behaglicher Kontemplation, statt zu eifrigem und werthätigem Streben nach Erfüllung seiner Pflichten; kurz, das Verlangen mehr nach einer passiven, als aktiven Existenz, welche Göthes Werken, vielleicht nicht ganz mit Unrecht, sowohl von Frau von Staël, als neuerdings von Pustkuchen und Börne vorgeworfen wurde. Darum wäre auch rätzlich, neben Göthen stets auch als Gegengewicht Schiller zu le-

fen, den ewig nach dem Höchsten ringenden, nie mit sich zufriedenen! — Dann dürfte nämlich das echte Resultat herauskommen; auch darum, weil Schiller zunächst die moralische, Göthe hingegen die physische Welt ins Auge faßt.

Schillers Hoffnung und Göthes Herbstgefühl mögen hier, auch ihrer Kürze wegen, als Proben zu dem Gesagten stehen.

H o f f n u n g.

Es reden und träumen die Menschen viel
Von bessern künftigen Tagen,
Nach einem glücklichen goldenen Ziel
Sieht man sie rennen und jagen;
Die Welt wird alt, und wird wieder jung,
Doch der Mensch hofft immer Verbesserung.

Die Hoffnung führt ihn ins Leben ein,
Sie umflattert den fröhlichen Knaben,
Den Jüngling begeistert ihr Zauberschein,
Sie wird mit dem Greis nicht begraben;
Denn beschließt er im Grabe den müden Lauf,
Noch am Grabe pflanzt — er die Hoffnung auf.

Es ist kein leerer, schmeichelnder Wahn,
Erzeugt im Gehirne des Thoren,
Im Herzen kündigt es laut sich an,
Zu was Bessern sind wir geboren,
Und was die innere Stimme spricht,
Das täuscht die hoffende Seele nicht.

Lauter Reflexion, wenn man will; aber klingende, echt poetische Reflexion! —

Welcher Gebildete hätte nicht Stunden, wo ihn unerfülltes Hoffen und Sehnen durchdränge? Wie poetisch und zugleich natürlich ist es nicht, eben hierin gleichsam ein Unterpfaud für eine bessere Zukunft jenseits des Erdenlebens zu erkennen? Wozu wäre sonst all dieß unbefriedigte Sehnen hienieden? Wozu hätte uns Natur Verstand gegeben, jene Erkenntniß außerdem als bloße unsinnige Naturmarter anzusehen; deutete all jenes Sehnen nicht auf künftige Möglichkeit einer Erfüllung hin? Auf alles dieß möchte jenes Gedicht poetisch aufmerksam machen, es möchte vorsehnen, wie jener mächtige Unterpfaudgedanke den Knaben, den Jüngling

beseelt, ja selbst den Greis am Grabe nicht verläßt; wie jenes Sehnen zu tief in der Menschennatur wurzelt, um der innern Stimme nicht fest zu trauen, die uns solches zuruft! Hierin möchte die Tendenz jenes Gedichtes liegen. Ist dieß nicht Reflexion in ihrer echt poetischen Verklärung? Wäre das Gedicht nicht ein gewaltiges Kapitel in Leopold Schefers Laienbrevier?

H e r b s t g e f ü h l .

Fetter grüne, du Laub,

Am Nebengeländer

Hier mein Fenster herauf!

Gedrängter quellet,

Zwillingsbeeren, und reifet

Schneller und glänzend voller!

Euch brütet der Mutter Sonne

Scheideblick, euch unsäufelt

Des holden Himmels

Fruchtende Fülle;

Euch fühlet des Mondes

Freundlicher Zauberhauch,

Und Euch betrauen, ach!
Aus diesen Augen
Der ewig belebenden Liebe
Wollschwellende Thränen.

Ist dies Gedichtchen nicht, so zu sagen, eine Fülle von Herbstempfindungen, wie sie auch schon Jeder oft hatte? Ein kleines Medaillenbild des Herbstes voll Unendlichkeit! Sehen wir dabei nicht ordentlich Jemanden im Herbstbehagen am Fenster lehnen, hinabschauen, wie das Nebenlaub sich üppiggrün die Wand heraufzieht; im blassen, aber noch wärmenden Sonnenlichte Wespen auf den saftigen Trauben umhersummen; Mariensädchen sich bebend und silbern über den Blättern hin und wieder spinnen? Die kleinen weißen oder röthlichten Blüthen, welche an der Heckenkirsche immer zu zwei beisammen stehen, sind längst verschwunden, und an ihrer Stelle rothe, saftige Beeren erschienen, welche die warmen Tage Ende Augusts glänzend anschwellen machen. Dazu gesellt sich geistiges Leben, Thränen quellen auf das grüne Laub; bedeutendere Schwingungen des Ge-

müthes müssen beim Manne vorangegangen seyn, ehe dem Auge solche Perlenentfallen, aufs zitternde Weinblatt, auf die glühenden Zwillingdbeeren. Wird es uns so recht unendlich in der Brust, fühlen wir uns doch oft durch nichts erleichtert, als durch — Thränen! Auch ohne Schwärmer zu seyn, kann uns dieß mitunter begeben. Oft locken die geringsten Eindrücke der Sinnenwelt solche Stimmungen in uns mit geheimnißvoller Magie hervor. Einen ähnlichen Moment ungefähr möchten jene poetischen Zeilen schildern, wo Geistiges und Sinnliches sich in Wechselwirkung berührend — Funken geben!

So treibt das wirkliche Leben selbst reell Poetisches als herrlichste Blüthe, und in dieser schönen Lebenspoesie, in diesem dichterischen Behagen an der Sinnenwelt, war eben Göthe Meister; er lehrte uns das Wirkliche poetisch anschauen und genießen.

Nicht als ob diese zwei kleinen Gedichte die Eigenthümlichkeit jener beiden Dichter ihrem ganzen Umfange nach darstellten; sie wurden hier nur gewählt, weil sie, so zu sagen, die Pointe der Eigenthümlichkeit jener zwei Sängers zu verdeutlichen scheinen.

In der Hoffnung nämlich zeigt sich Schiller als poetischen Denker, der aus der Beschauung des Lebens Kraft gewinnt, sich darüber zu erheben, in froher Aussicht nach Besserem. Göthe dagegen erscheint in seinem Gedichte, das *Herbstgefühl*, so zu sagen, als poetischer Lebemann, der da lehrt, wie wir bereits auf Erden poetisch leben können.

Jeder Einzelne, wie jedes Volk im Ganzen, hat seine Poesie, verschieden an Gehalt, Form und Färbung, nach Verschiedenheit des Erdstriches, auf dem sie leben, ihrer Geschichte, Verhältnisse, Religion, Bildung u. s. w.

Von ganzen Nationen sehen wir dieß z. B. in Herders Werk: *Stimmen der Völker*, an verschiedenen Proben recht deutlich, worunter sich auch Dichtungen ganz roher Völker befinden. Bei den einzelnen Individuen können wir ein Gleiches im täglichen Leben selbst beobachten. Die Bäuerin in der Spinnstube an langen Winterabenden, der Schnitter auf dem Felde, der Weber am Webestuhle, der Braufnecht am Braufessel, der Arbeitsmann, welcher Abends, den Rock über die Schulter geworfen, vom Tagwerke heimkehrt, der Schusterjunge

auf der Straße, alles fühlt sich bisweilen zum Singen irgend einer Lieblings-Poesie in Liedern an-geregt. Selbst den ernstesten Geschäftsmann sehen wir bisweilen seinen Horaz aus der Tasche ziehen, sich damit etwa unter einen Baum setzen und Geisteserquickung aus jenem Vademecum poetischer Lebensphilosophie saugen. Auch der in unsern Tagen so häufige Theaterbesuch deutet im Grunde doch immer auf ein Bedürfniß nach poetischem Genuße hin, wenn auch Mancher das Schauspiel mitunter bloß aus langer Weile besucht.

Wir erinnern uns bei einem sehr einsam auf dem Lande lebenden Edelmann, der bei höchst geringem Auskommen Vater von zwölf unversorgten Kindern war, neuere Dichter und Romane aus der Leihbibliothek einer benachbarten Stadt gefunden zu haben. Als ihm deshalb Glück gewünscht ward, daß er bei so vielen drückenden Nahrungssorgen und Geschäften noch Lust und Zeit zu solcher Lektüre finde, antwortete er: Dieß müsse eben mit helfen, jene Mühen und Sorgen leichter zu tragen. Gewiß sind alle diese Beispiele sprechende Beweise von Bedürfniß nach Poesie bei dem Einzelnen.

Wie jedes Volk, so hat, bei gebildeten Nationen, auch wieder jedes Zeitalter seine Poesie und repräsentirenden Dichter. Homer möchte dieß für die alten Griechen gewesen seyn, Dante, Shakespear, Calderon für ihre Zeiten und Nationen, indem sie gleichsam die betreffenden Kulturstufen derselben repräsentiren.

Für die heutige gebildete Welt können als solche Dichter Byron, Walter Scott, Schiller, Göthe und Victor Hugo gelten. Nicht als ob Letzterer jenen andern gleich stünde, sondern, weil er als Hauptrepräsentant der neufranzösischen Dichterschule anzusehen ist, die, so wie das Romantische aus der Verschmelzung occidentalischen und orientalischen Fühlens und Denkens durch die Kreuzzüge hervorging, aus allen jenen Eindrücken entstand, welche die Franzosen neuester Zeit durch Bekanntschaft mit fremden Literaturen, besonders mit deutschen Dichterwerken, empfangen. Diese Schule trägt bisher nur den Stempel eines genialen Chaos — eines Übergangs zu einstiger klarer Fülle an sich, die aber gewiß als ein Phönix aus der Asche heutiger Verwirrung und fragenhafter

Schwülstigkeit erstehen wird! — Möge auch Madame Trollope für jetzt von jener Schule nicht mit Unrecht sagen: »que ce sont des efforts convulsifs pour paraitre grand et original«, und insbesondere von Victor Hugo, er sey le paladin du vice. Seine Werke enthalten doch viel Großes und Erfrischendes, indem sie gleichsam die Wiedergeburt der französischen Poesie repräsentiren, mögen sie auch viel Schlacken des Unmoralischen und der Verzerrung mit sich führen! Ist ja selbst Byron hievon nicht frei! Darum bleibt er doch nicht minder ein Koloss als Darsteller alles dessen, was heutige europäische Kultur und der so leicht gewordene Verkehr zwischen allen Weltgegenden Poetisches im höchsten Sinne bietet. Bei allen Schattenseiten kann seine poetische Persönlichkeit, wie sie aus seinen gesammten Werken hervortritt, jene eines riesenhaften Wilhelm Meisters genannt werden, durch Eindrücke eines großartigen Welt- und Reiselebens gebildet, wie es Walter Scott, der Homer unserer Tage, durch tiefe, poetische Beschauung des Mittelalters ward.

Wie mächtig tragen daher nicht beide Dichter, jeder in seiner Weise, zur Verschönerung unseres Lebens bei! — Treffend sagt Irving von Walter Scott: »Seine Werke haben sich während eines Vierteljahrhunderts, so zu sagen, den Gedanken und dem Wesen der ganzen gebildeten Welt einverleibt und übten einen entschiedenen Einfluß auf das Zeitalter, worin er lebte. Wer sehe nicht Scott's Werke noch als einen Schatz reinen Vergnügens, als eine Rüstkammer an, zu der man in Zeiten der Noth Zuflucht nimmt, um darin Waffen zu finden, Sorg' und Gram des Lebens abzuwehren. Für meinen Theil begrüßte ich in Lebensperioden gänzlicher Niedergeschlagenheit, wo alles freudenlos um mich lag, ein neues Werk von seiner Feder stets als ein Unterpfand sichern Genusses zu meiner Aufrichtung, gleich wie der Reisende in der Wüste nach dem grünen Flecken in die Entfernung blickt, wo er sicher ist, Labung und Erfrischung zu finden. Erwäge ich daher, wie viel Walter Scott zu den bessern Stunden meiner vergangenen Lebenszeit beigetragen, und wie unabhängig von der ganzen Welt

auch seine Werke noch jetzt im Bezug auf Genuß machen, so preise ich mich glücklich, daß mich mein Loos in sein Zeitalter versetzte, wo ich durch die Ausströmung seines Genies erfreut und erquickt werde.»

Welches Vergnügen mögen z. B. Walter Scott's Werke nicht vorzüglich einsam Lebenden gewähren? Könnte man nicht von diesen beiden großen englischen Dichtern, wie von Göthe, Schiller und Victor Hugo behaupten, sie seyen die Hauptrepräsentanten der Poesie unserer Tage, der heutigen europäischen Poesie? Finden wir an ihnen nicht die meisten Hauptzüge der Physiognomie aller übrigen neuen Dichter beisammen? Um die reelle Wichtigkeit der Poesie fürs Leben ganz zu erfassen, müssen wir uns nicht in kleinlichen Betrachtungen verlieren, sondern uns auf einen freieren, höheren Standpunkt begeben, und von dort aus das Daseyn überblicken, wie vom hohen Berge ein weites üppiges Reich! — Dann erkennen wir, wie die Sonne der Poesie alles durchdringt, weit und breit erleuchtet, erwärmt und belebt; dann fühlen wir, wie selbst, wenn unser Daseyn ganz übernachtet liegt, so zu

sagen seine Gedankenhöhen dennoch ringsum an ihren Gipfeln von jener Sonne geröthet bleiben! — Ihrer bedarf nicht bloß der Dichter und Künstler überhaupt, um Großes zu leisten, sondern Jeder, der in was immer für einem Fache Gleiches übt, sonst mag er wohl sehr Nichtbares, kaum aber Bedeutendes zu Tage fördern! Dieß gilt vom Arzte und Mechaniker, vom Rechtsgelehrten, wie vom Kaufmanne, Staatsmanne und Feldherrn. Wer in seinem Fache Großes schafft, bei dem werden wir stets bemerken, daß er gewisser Maßen eine großartige, begeisternde, poetische Ansicht von seinem Ziele habe. — Etwas interessant finden, heißt im Grunde nicht viel anderes, als es poetisch finden.

Fast alles auf Erden hat seine poetische Seite; sie aufzufassen, in Worten auszudrücken, ist Aufgabe der Dichtkunst.

Das Poetische besteht schon für sich in der Welt, ohne erst einer Darstellung zu bedürfen; Dichtkunst hilft nur dazu, es anschaulicher zu machen. Insofern hat sie etwas Reelles, und trägt zur Verschönerung unseres Lebens wesentlich bei, denn sie

lehrt uns schön denken. Stellt sie anders die Beziehungen der Dinge nicht verschoben, sondern richtig dar, kann sie auch nicht der Vorwurf treffen, den man von ihren Gegnern zu hören pflegt, sie sey bloß leere Phantasterey, welche die Zeit verlieren mache, ohne zu etwas Nützigem zu führen. Brot backen lehrt sie freilich nicht! — C a m p e behauptete, wer die Braunschweiger Mumme oder das Spinnrad erfand, habe sich mehr Verdienst um die Menschheit erworben, als ein Homer. Dagegen ruft wieder H e e r e n aus; »Unsterblicher Homer, wenn es dir vergönnt ist, aus einem andern Elisium, als du hier ahntest, auf dein Geschlecht herab zu blicken; wenn du die Völker von Asiens Gefilden bis zu den hercynischen Wäldern zu dem Quellwallfahrten siehst, den dein Wunderstab hervorströmen ließ — wenn es dir vergönnt ist, die ganze Saat des Großen, des Edlen, des Herrlichen zu überschauen, das deine Lieder hervorriefen — Unsterblicher, wo auch dein hoher Schatten jetzt weilt — bedarf es mehr zu deiner Seligkeit?!« — Dieß sind freilich zwei ganz entgegengesetzte Urtheile über

Homer! Wäre unter Nutzen bloß materieller Nutzen zu verstehen, so hätte Campe allerdings Recht. Das Materielle ist aber nur die eine Hälfte des ganzen Kreises menschlicher Bildung, dessen andere Hälfte das Ideale bildet. Dieß übersah der sonst gewiß ehrenwerthe Mann gänzlich! — Unserer Ansicht über Poesie folgend, treten wir daher wohl der Meinung Heerens bei.

Daß Poesie auch Schwärmerei und Ideen-Verdrehtheit bewirken könne, läugnet Niemand. Mit dem Messer kann man sich schneiden, es hört aber darum nicht auf, höchst nützlich zu seyn; weiß man nur, es zu gebrauchen, statt zu mißbrauchen. Wer sich die oben entwickelten Ideen über Poesie gehörig einprägt, der kann sich getrost und unbesorgt ihren Himmelseindrücken hingeben, wenn sie das bunte Zaubergefieder ihrer Schwingen über dem Leben ausgebreitet hält. Echte Poesie lehrt uns aus Allem möglichst kalobiotischen Honig ziehen, wodurch ihr Nutzen von selbst einleuchtet, und die Welt ist so reich an jenem kalobiotischen Honig, versteht man nur, ihn zu finden!

2. Volksmärchen.

O sing uns ein Märchen, o sing es uns oft!

Goethe.

Das Volksmärchen scheint eine Erdichtung, zu der sich das Volk oft aus Drang zum Poetischen, noch öfter aus bloßem Drange zum Wunderbaren und Ungewöhnlichen veranlaßt fühlt. Es ist darum sehr wohlthätig für den gemeinen Mann, weil es seinen Lebenssinn, der bei dem mechanischen Tagwerke leicht eintrocknet, auffrischt, indem das Volk dadurch in eine Ideenwelt versetzt wird, die mit seinen Wünschen meistens in vollem Einklange steht, und darin es, wenigstens in der momentanen Einbildung, gerade dasjenige zu finden pflegt, was ihm das wirkliche Leben so hart versagt. So finden wir, daß im Volksmärchen gewöhnlich unermessliche Reichthümer, höchste Befriedigung aller Sinne, unendliche Macht, Weisheit vorkommen, die den Menschen darin beglücken; im Leben

hingegen sehen wir oft nur zu sehr, daß der gemeine Mann (der Erfinder des Märchens) blutarm sey, daß seine fünf Sinne die elendeste Befriedigung finden, daß er gar keine Macht besitze, und die dürftigsten Kenntnisse oft nicht zu erlangen vermöge. Das tägliche Leben wird ihm einförmig, träge; während seiner ganzen Lebenszeit kommen ihm vielleicht nicht zwei interessante Momente vor, weil das Interessante, Erhebende, Wunderbare überhaupt im Leben dünn gesät ist; daher finden wir im Märchen gerade das Gegen theil; hier drängt sich gewöhnlich Interessantes auf Interessantes, Wunderbares auf Wunderbares, was sowohl der Traumwelt, als auch der Wirklichkeit entnommen ist; hier findet sich zusammengedrängt, was im Leben nur zerstreut liegt; man kann daher sagen, es sey gewissermaßen oft eine aus dem wirklichen Leben abforbirte poetische *Quintessenz*, und ähnele (Vergleichung für diese trivialen Vergleiche) jenen Suppentäfelchen, deren man sich auf der Reise bedient, um die schlechte Wirthshausbrühe damit zu verbessern. Das Volksmärchen verhält sich nämlich meistens

zur täglichen Existenz des gemeinen Mannes, wie sich das Suppentäfelchen zu einer schlechten Brühe verhält, worin die Fleischtheilchen höchst dürftig umherschwimmen. Ein solches Täfelchen in die Suppe verfocht, verbessert dieselbe; ein Märchen ins Leben verarbeitet, belebt unsere tägliche Existenz, wenn man unter »ins Leben verarbeiten« versteht, daß es auf unser Denken, Fühlen und Handeln Einfluß gewinnt.

Dieser Einfluß kann allerdings sehr schädlich für das Volk werden. Einestheils jedoch ist diesem schon dadurch vorgebeugt, daß jedes Volksmärchen gewöhnlich eine moralische Tendenz hat, und daher eher für, als gegen die Sittlichkeit des gemeinen Mannes wirkt; andertheils kann dem Schaden, welchen es etwa durch Verbreitung des Aberglaubens herbeiführt, täglich leichter durch den Seelforger vorgebeugt werden, weil unsere Generation überhaupt nüchtern und rasonnirender wird, und daher dem Verstande immer leichter Gehör geben mag, als dem Gefühle oder der Fantasie. Hiedurch wird die Schädlichkeit des Märchens

immer geringer, leider jedoch auch sein Nutzen, den man beiläufig folgendermaßen zergliedern möchte. Wie schon oben gesagt, entsteht das Märchen aus dem Drange des Menschen, sich bisweilen das gerade Gegentheil dessen zu erträumen, was ihn im Leben so sehr beengt und drückt. Diesen Drang befriedigt nun beim Volke das Märchen, bei dem Gebildeten die Poesie. Er ist aber auch mit dem Drange zur Poesie enge verwebt, der sich bei einem jeden Volke zeigt, daher ist das Märchen meist auch die reichste Fundgrube für die Poesie. Was der Mensch hofft, fürchtet, wornach er sich sehnt, was er liebt und haßt, träumt und denkt, findet sich größtentheils im Märchen grell durch einander geworfen; der Volksdichter entlehnt daraus, sichtet, ordnet die Farben in milden Abstufungen erst zu einem harmonischen Ganzen, dann wird es Volkspoesie. Das Märchen ist daher gewöhnlich der Embryo der Volkspoesie, in ihm hat der gemeine Mann, dessen Auge zu ungeübt ist, auch leisere poetische Nuancen in seinem täglichen Leben zu erkennen, nur das Aller-

grellste und Derbste niedergelegt. So finden wir darin meistens nur ungemein erhabene, ungemein wunderbare, ungemein zarte oder ungemein fürchterliche Dichtungen, selten aber sind alle diese poetischen Farben in milden, wohlthueden Mittelintinen gebraucht. Eben so aber, wie der Nutzen des Märchens sich in das Reich der Volksdichtung hinüberzieht, eben so zieht er sich geradezu ins tägliche Leben des gemeinen Mannes hinüber. Die Elemente zum Märchen finden sich im Leben zerstreut vor; beschäftigt sich nun der gemeine Mann zuweilen mit dem Märchen, so ist nichts natürlicher, als daß er, wenn er im Leben auf ein solches Element stößt, wieder an das entsprechende Märchen erinnert wird, von dem wir im Allgemeinen nicht läugnen können, daß es größtentheils unsere drei Hauptvermögen, wenn auch nicht harmonisch, so doch sehr lebhaft in Anspruch nimmt; er wird daher bei Gewahrung des Elementes sogleich das Märchen als Composition aus solchen Elementen daran knüpfen, welche seine drei Hauptvermögen belebt. So wird er sich oft die ma-

gerste Anschauung im Leben, an der er sonst gleichgültig vorüber ging, mit einer ihm interessanten Fantasienwelt bevölkern, was in ihm jene innere Freude wecken möchte, welche den Geist in ein so fruchtbares Ideenspiel setzt, und so ausheitert, daß er dann gewiß zu jeder Beschäftigung aufgelegt wird, als wenn er das Leben in farbloser Trägheit vorüber schleichen ließe — kalotischer Nutzen! — Nehmen wir z. B. an, einen Bauer hätte das Märchen vom Erlkönig ergriffen, kaum dürfte er sodann, wie etwa sonst, an einem Plage gleichgültig stehen bleiben und gähnen, wo er eine lange neblichte Heide mit alten, grauen Weiden vor Augen hätte. Er wird sich zwischen mehr und weniger gewiß den Platz mit jenen wunderbaren, angenehmschauerlichen Anschauungen bevölkern, die ihm das Märchen vorführte; er wird vielleicht selbst zum individuellen Dichter werden, und sich manches hinzudenken und fühlen, aus welchem chemischen Prozesse manches Gedankengold erweckt werden dürfte, was sonst in ihm ewig geschlummert hätte. Ja —

wird ein Aufklärer entgegenen — und am Ende wird der gemeine Mann sich mit solchen Hirngespinnsten an jedem Plage vor Gespenstern fürchten. Das wird er nicht, sobald er nur sonst in Kirche und Schule die richtige Bildung erhalten hat. Er wird dann, wenn auch dunkel, wohl fühlen, daß das Märchen auf das tiefe Bedürfniß des Menschen Bezug habe, sich zwischen der Sphäre des Göttlichen und der Sinnenwelt eine Verbindungswelt zu denken, welche jene des Märchens ist; er wird aber klar einsehen, daß es keine Gespenster- und Geister-scenen gebe, und der Mensch kein furchtsames, altes Weib zu seyn brauche; er wird über die Wirkungen der Naturkräfte in der Schule richtig belehrt, nicht jede ungewöhnliche Erscheinung für einen Spuk halten; er wird aber das Märchen als eine ehrwürdige Überlieferung seiner Väter ansehen, und die moralischen Lehren, die darin liegen, herauszunehmen wissen. Es gibt im Leben wohl Scenen, die uns Wunderbare gränzen, und uns gerade mittelst des Schauers, auf eine um so erschütterndere Weise, zuweilen an das Höhere mahnen. Aus solchen Sce-

nen großentheils besteht das Mährchen, und in so ferne enthält es auch reelle Theile. Durch das Mährchen werden des Landmannes Geisteskräfte mannigfach, wie auf keinem andern Wege, durchgearbeitet, und gewandter, auch jede andere Wahrheit aufzunehmen. Dieß alles kann seine wahre Aufklärung eher fördern, als hindern. Letzteres ist, wie gesagt, nur dort zu befürchten, wo der gemeine Mann in Kirche und Schule nicht die zweckmäßige Bildung erhält. Dann kann das Mährchen allerdings den Aberglauben nähren, wenn ihm auf keine andere Weise entgegengearbeitet wird, bei der meist richtigern Volksbildung und der nüchternen Denkungsweise in unsern Tagen ist dieß jedoch kaum zu befürchten.

Das gemeine Volk werde nur sonst richtig gebildet, sein Geschmack am Mährchen weder gefördert, noch getilgt, sondern es werde bloß auf indirekte Weise der Aberglaube verhindert, den es etwa hie und da bewirkt: dann mag dem armen Landmanne immerhin unbeschadet sein Mährchen belassen werden, damit Fantasie seine Kräfte zu

Eblerem beflügle, damit es ihn in seinem mühsamen Leben ergöße, ihm selbes farbig mache, kurz — ka-
l o t i s c h e n N u z e n gewähre. Wer diese Ueberzeu-
gung hegt, gehört darum noch keineswegs zu jenen
Altdentschlern, welche das Volk überall im Aberglau-
ben und Märchenspuß zu finden wünschten, um Stoff
für A l m a n a c h s e r z ä h l u n g e n zu bekommen.



3. Poesie des Wirklichen.

Is not this wildrose sweet without a comment?

W. Hazlitt.

Als Ganzes genommen in seinem wahren Zusammenhang möchte wohl alles poetisch seyn. Hierauf macht uns z. B. Leopold Schefer in seinem *Lebenbrevier* oft aufmerksam.

Gener Zusammenhang kann aber von dem Sterblichen höchst selten erkannt, und meist nur geahnt werden. Daher betrachten wir einzelne Dissonanzen im wirklichen Leben oft bloß für sich, aus ihrem Zusammenhang mit dem Ganzen herausgerissen, und sie kommen uns dann wahrlich sehr unpoetisch vor. Auch ist uns von vielen Dingen nicht einmal vergönnt, das Poetische zu ahnen, wo es dann Niemanden zu verargen ist, wenn er sie geradezu für unpoetisch hält. Oft gibt es aber Momente im täglichen Leben, deren mitunter auch uns wohl schon vorgekommen sind, die für sich selbst schon

Höchst poetisch sind, ohne erst einer künstlichen poetischen Auffassung zu bedürfen, sie für solche zu erkennen. Als ein Beispiel dieser Art möge hier geradezu folgender Brief aus dem Julihefte des Morgenblattes von 1835 abgedruckt stehen, worin von einer Reise des Königs Otto von Griechenland in seinem schönen Hellas die Rede ist.

D r i t t e r B r i e f .

Wir sind in unserer Erzählung der Reise des Königs bis Daulis vorgerückt. Die Dämmerung brach schon ein, als der König am Fuße des Parnass anlangte, wo links auf einer steilen, kegelförmigen Höhe das alte Daulis, rechts auf einem niedrigen Vorsprunge das heutige Dorf liegt. Hier war dem hohen Reisenden ein Empfang bereitet, der durch das Ungewöhnliche und Unerwartete eben so sehr überraschte, als durch seine neue Natürlichkeit und Herzlichkeit erfreute und rührte. Gegen Hundert der jungen Dörferinnen erschienen plötzlich zu beiden Seiten des Weges, und drängten sich um den König, um ihm Sträuße von wohlriechenden

Blumen und Kräutern zu überreichen; jede wollte die erste seyn, sie fielen dem Pferde in die Zügel, sie hängten sich an seine Mähnen und an die Steigbügel, um nicht durch die Nebenbuhlerinnen von diesem Ehrenplatze verdrängt zu werden, und der König, indem er mit freundlichen Grüßen die Blumen und Sträuße entgegennahm, mit denen er überschüttet wurde, hatte vollauf zu thun, durch Worte und Zeichen die Mädchen von dem edlen Hengste zurückzuhalten, der durch diese ungewohnten Liebfosungen unruhig zu werden anfing. Dann nahmen die Mädchen, in zwei Chöre getheilt, den König in die Mitte, stimmten einen Wechselgesang zu seinem Lobe an, und geleiteten ihn so, tanzend und singend, die Höhe hinan ins Dorf, wo auf einem freien Plage die Zelte schon aufgeschlagen waren und Wachfeuer brannten. Das Hochpoetische, ja Feenhaftes dieses Empfanges wird allen, welche den König auf dieser Reise zu begleiten das Glück hatten, ewig unvergesslich bleiben.

Die dunkelbeschatteten Massen des Parnass bildeten den Hintergrund; an einem steilen Felsen-

abhänge wand sich der Zug empor, umringt von den singenden Mädchen, die selbst auf dem unebenen, rauhen Gesteine ihre Tänze unermüdet fortsetzten, und deren weißgekleidete, von langen Schleiern umflatterte Gestalten in dem ungewissen Halbdunkel der Dämmerung verschwammen, wenn sie nicht bei einer Biegung des Weges auf einen Augenblick von den Streiflichtern der Wachfeuer und Fackeln beleuchtet wurden. Die Luft war mit Wohlgerüchen erfüllt, von den verschwenderisch aufgerichteten Ehrenbögen aus Myrthenzweigen, und von der Höhe herab übertönten die Begrüßungsrufe der um die Wachfeuer versammelten Menschenmenge den Gesang der Tänzerinnen. Dieß war kein künstlich vorbereitetes, kein studirtes Fest; der reine, natürliche Sinn der Dorfbewohner hatte es ihnen eingegeben; und ohne es zu wissen, legten sie ein Zeugniß ab, wie der hochpoetische Sinn ihrer Ahnen noch in ihnen schlummere, und nur eines Anlasses bedürfe, um wieder geweckt zu werden. Nach dem Abendessen wurden die Tänze und Gesänge um das Wachfeuer fortgesetzt. Mit den Mädchen wechselten die

Pallikaren des Dorfes ab, und selbst die griechischen Officiere vom Gefolge des Königs, der altgewohnten Vergnügungen in ihren Klephtenlagern gedenkend, mischten sich zur großen Freude der Pallikaren unter die Reihen. Der Mond war schon längst in Osten über dem Schlachtfelde von Cheronöa aufgegangen, als der König das Zeichen zur Ruhe gab. —

Dies ist bloß die schlichte Erzählung eines wirklich erlebten Herganges, so zu sagen, wirklich erlebte Poesie! — Haben wir hier nicht schon ein schönes Ganzes im täglichen Leben, selbstgestend, abgerundet, das nicht erst durch Dichtung anschaulich gemacht werden muß? Das Geschilderte, ohne weitere Zuthat in ein Gedicht oder Bild gefaßt, gäbe geradezu ein abgeschlossenes, schönes Ganze, ein — Kunstwerk! —



II.

Aus

Kalobiotikers Tagebuch.

(Fragmentarisch.)

Fachbereich Wirtschaftswissenschaften
Offizielles Prüfungsamt
der Universität des Saarlandes
Saarbrücken
Postfach 15 15 50
66041 Saarbrücken
Telefon (0631) 391-3100
Telefax (0631) 391-3101
E-Mail: pruefung@saarland.uni.de

Rechtsanwaltskammer
Saarbrücken
Postfach 15 15 50
66041 Saarbrücken
Telefon (0631) 391-3100
Telefax (0631) 391-3101
E-Mail: ra@saarland.uni.de



1. V e r u f.

Manches Jahr war seit Beendigung meiner juristischen Studien verflossen; alle, die einst die Kollegien mit mir besucht, wirkten nun schon auf Lehrkanzeln, Predigtstühlen, am Krankenbette und in Ämtern. Nur ich war seit jener Zeit noch immer ein bürgerliches Nonens geblieben, wenn man jemand so nennen will, der in der bürgerlichen Gesellschaft nichts ist, als redlicher Eltern redlicher Sohn, kein Amt bekleidet, in keine der vier Fakultäten paßt, und Vermögen genug besitzt, um bloß von eigenen Mitteln zu leben. Diesen Titel eines Nonens ertrug ich allenfalls gerne, jenen eines Pflasterretters aber verdiente ich deshalb keineswegs; — denn ein ernstes mühsames Streben nahm mich diese Jahre hindurch in Anspruch, manche Lebenserfahrungen, manches Zweifeln über mich selbst, manches Straucheln, manchen harten Kampf mußte ich bestehen. Das Leben warf mich

vielfach herum, theils, weil es mich ergriff, theils weil ich mich absichtlich darein stürzte. Durch diese und andere Erfahrungen, welche ich auf einer zweijährigen Reise durch die ganze vaterländische Monarchie und einen Theil des Auslandes gesammelt hatte, bereichert, war ich nach Hause gefehrt, als ich einst an meinem Geburtstage drei meiner vertrautesten Jugendgenossen, die nun auch schon in verschiedenen bürgerlichen Sphären wirkten, zu mir bat, um in ihrem Kreise einen ruhigen, vergnügten Abend zu feiern. Hierbei ergab es sich denn natürlich, daß wir der nun schon entfernten Studienzeit, jener schön verlebten Vorbereitungsjahre, in kräftiger Wehmuth gedachten, wozu sich bald auch Betrachtungen über die Wichtigkeit des Geschäftslebens gesellten, wo es nunmehr heiße, das Erlernte zum Nutzen seines Vaterlandes anwenden. Jeder meiner drei Freunde bekannte, wie er seine Ideale, die er aus der Schule mitgebracht, seither am wirklichen Leben erst berichtigen mußte, wie so ganz verschieden die wirkliche Welt von dem sey, wofür sie der eintretende Jüngling hält. Alle kamen wir

darin überein, daß sie eigentlich nicht minder schön, sondern bloß auf eine andere Art schön sey, als wir sie uns gedacht. Dieß mochten ohngefähr die Punkte unseres Gespräches in so traulicher Stunde gewesen seyn, und eine lange Pause der Nührung schlich sich unter uns ein, welche ich endlich mit folgenden Worten unterbrach: »Ja, meine Lieben, so wäre denn unser Loos gefallen, und dergestalt hat uns das Leben vertheilt.«

Der Jüngling trat ab, der Mann trat ein; nun wie dem auch sey, Gott ertheile uns Allen seinen heiligen Segen, daß wir durch kein Verhältniß einem vernünftigen höhern Sinne untreu, in abstumpfende Gemeinheit versinken, daß wir mit eben so reinem Herzen, eben so treu an Gott, Monarchen und Vaterland hängend, als wir jetzt sagen:

»Der Jüngling trat ab, der Mann trat ein,«
dereinst auch sagen können, »der Mann tritt ab, der Greis tritt ein; der Greis tritt ab, der Geist entschwebt!« — Unser Loos ist gefallen, wir haben bereits gewählt, unterbrach mich einer, du aber hast nun schon Jahre seit deinem Studium verflie-

ßen lassen, bist indessen unter mancherlei ernstern Arbeiten, mancherlei Erfahrungen zu Hause und auf Reisen zum kräftigen Manne herangereift, und sprichst noch immer von deiner Standeswahl, ohngeachtet du uns mit der Entdeckung hierüber auf heuer verträgst hast. Ehe wir es uns versehen, wird auch dieses Jahr verfliehen, und du lässest uns noch immer in Ungewißheit über deinen künftigen Lebensplan, als glaubtest du gar nicht, welchen unsäglichen Antheil wir an der Art deiner künftigen Existenz, an dem nehmen, was über dein künftiges Glück entscheiden soll. Alle drangen nun deswegen mit freundschaftlichem Ungestüm in mich, als müßte die Sache nun zu Ende kommen; ich faßte höchst bewegt ihre Hände: ja das weiß Gott, rief ich aus, ich erkenne, wie treu ihr an mir hängt!

Sünde wäre es, an eurer kräftigen Jugendfreundschaft zu mir, euch meinen künftigen Lebensplan verschweigen zu wollen, und wenn ich dieß bisher gethan, so geschah es bloß darum, weil es noch nicht an der Zeit war, völlig zu entdecken, was ich gleichwohl schon einmal gelegentlich zur Hälfte

entdeckt zu haben glaube. Zur völligen Enthüllung meines Vorhabens wartete ich geflissentlich diese Stunde ab, wo ich mit voller Sicherheit erwarten kann, ihr werdet die Sache in einer ihr angemessenen unalltäglichen Stimmung aufnehmen, in einer Stimmung, in der man nicht geneigt ist, etwas bloß darum zu verwerfen, weil es ungewöhnlich ist, da doch alles Alte einst neu und ungewöhnlich war. Nicht als ob ich glaubte, mein Plan sey dergestalt fantastisch, daß er etwa nur in einer fantastischen Stimmung gebilligt werden könnte; nein, sondern weil man sich immer scheut etwas zu entdecken, was in den Augen der meisten Menschen als ein Luftschloß bloßer Einbildungskraft, als ein unsolider Lebensplan erscheint, und belächelt wird; wiewohl dieß mit meinem Plane keineswegs der Fall ist, und ich denselben nur nach einer Überlegung von mehreren Jahren und mit genauester Berücksichtigung meiner äußern Verhältnisse gefaßt habe.

Wenn dieß der Eingang zu deiner Entdeckung ist, riefen die Freunde betroffen aus, so sind wir leider schon auf dem Wege sie zu ahnen, und es ist am

Ende dein alter Vorsatz: Deinen Ideen über Verschönerung des Daseyns auf praktischem Wege nunmehr im Leben möglichst Eingang zu verschaffen! — So ist es, lieben Freunde, und dieser Vorsatz steht fest; ihr habt mich einer großen Last überhoben, indem ihr meiner Entdeckung zuvorgekommen seyd.

Also das, was wir alle schon seit mehreren Jahren so sehr befürchtet, was wir dir so angelegentlich von Seite seiner Unstatthaftigkeit dargestellt haben, das wolltest du im vollen Ernste mit Verschmähung alles unsern Zuredens ergreifen?

In meinem Gewissen kann ich es mir selber bezeugen, daß ich alle eure Gegengründe achte, und daß ich sie geprüft, dieselben aber nach meiner Überzeugung nicht stärker gefunden habe, als meine Gründe, und jeder Mensch ist doch dann außer moralischer Verantwortung, wenn er nach seiner besten Ueberzeugung gehandelt hat. Ich sehe es euch an den Augen an, daß ihr mir eure Gründe wieder vorführen wollt, bitte euch aber inständigst, mich vorher meine Ansicht über diesen Punkt in einem gewissen

Zusammenhänge aussprechen zu lassen, wie ich es bisher nicht thun konnte, weil die Sache erst jetzt in mir zu völliger Reife und Klarheit gediehen ist. Höret mich darum eher ruhig an, ihr werdet bei dieser Gelegenheit auch über die Art vieles vernehmen, wie ich beiläufig den Plan ins Werk zu setzen gedente. Ihr wisset, daß mir das Schicksal so viel eigenes Vermögen gab, als nöthig ist, um nicht im Überflusse, aber doch bequem leben zu können, ohne eines so genannten bürgerlichen Erwerbs, selbst auch nur aushilfsweise zu bedürfen; ihr kennet ferner die dermaligen Zeitumstände, wißt, wie viele fähige Köpfe nach Bedienstungen schmachten, die ihren Anlagen Spielraum geben, und ihren Lebensbedarf nur einigermaßen decken könnten; sollte ich bei diesen Umständen, dann bei dem, daß ich anderseits durchaus keinen müßigen Kapitalisten abgeben will, nicht ganz natürlich veranlaßt werden, ja es für Pflicht halten, einen Weg einzuschlagen, auf dem ich den Mitmenschen nützlich werden kann, und gleichwohl andern minder Vermöglichen nicht die Bahn vertrete? Dieses glaube ich nun zu erreichen,

wenn ich dem Plane lebe, welchen ihr so eben aussprach.

Was ich im ämtlichen Verhältnisse wirken könnte, würden jene leicht eben so gut, vielleicht besser vollbringen.

Ein Anderes dürfte hingegen bei dem Eintreffen, was ich auf einem mir eigenthümlichen Wege zu leisten gedenke, der Jenen meistens viel zu fremd und uninteressant ist, um ihrerseits auf ihm etwas wirken zu können. Wie ich dieß anzustreben hoffe, ohne meinem Unternehmen den Vorwurf zuzuziehen, daß es kindisch sey, wird wohl aus meiner künftigen Lebensweise deutlich werden, die ihr von der gewöhnlichen anderer Wohlhabenden sehr unterschieden finden dürftet. Ein Lebenszweck muß bei dem Vernünftigen als Leitstern dienen, sein Leben mit Blüthen zu schmücken und zu befruchten, daß, wie man zu sagen pflegt, dabei etwas heraus komme! —

2. National - Kalender.

Wir sitzen so traulich beisammen.

R o s e b u c .

In den ersten Tagen vorigen Monats kehrte ich spät Abends ganz allein von einer Fuchsjagd nach Hause, und da sich auf meinem Wege gerade das Bräuhaus befand, welches eine Viertelstunde vor dem Dorfe N. liegt, beschloß ich, mich, von allzugroßem Durst und von Kälte geplagt, einen Augenblick dort aufzuhalten. Die Bräuerin begegnete mir eben zwischen der Thürschwelle, und nöthigte mich in die warme Stube hineinzukommen, da fand ich nun den Bräuer selbst, den Richter, den Gärtner, Schullehrer, und den Robothvorsteher in einem traulichen Kreise um den Tisch herum sitzen, jeder dampfte sein Pfeifchen bei einem Glase

Bier, ich hörte vorlesen, und erkannte bald mitten durch den Tabakrauch hindurch, den österreichischen National-Kalender von 1823 vor dem Schullehrer liegen, welcher letztere den Übrigen daraus vorlas. Alles war meinetwegen aufgestanden, und es währte lange, bis ich sie wieder zum Sitzen, und zur Fortsetzung ihrer Lektüre brachte, was mir nur dadurch gelang, daß ich schnell ein sehr reges Interesse für den Artikel zeigte, den sie eben lasen, es waren nämlich die Vorzeichen von schönem und schlechtem Wetter. Es brauchte noch einige Zeit, bis man zum Ende des Artikels kam; ich hatte daher Gelegenheit ruhig zu beobachten, mit welcher ungemeinen Aufmerksamkeit zugehört wurde, alles lehnte sich mit den Armen auf den Tisch vor, und eine der schönen Töchter des Bräuers wurde von dem Vater heftig ausgescholten, als sie während des Lesens die Thür stark zuwarf; »aber Nani, brauchte es denn ein solches Thürzuwerfen,« fuhr er auf, daß das Mädchen sich ganz betroffen und erröthet zum Spinnrocken setzte. Nach Beendigung des Artikels

wurde eifrig über die Wichtigkeit oder Unverlässlichkeit der hergezählten Vorzeichen gestritten. Der Bräuer versicherte, er für seine Person bedürfe aller jener Merkmale nicht, da er an seinen Fässern den besten Barometer habe; denn sey schönes Wetter zu gewärtigen, so werden alle Fassreifen locker, und stehe schlechte Witterung bevor, so höre er jeden Morgen beim Eintritte in den Keller ein Duzend derselben mit lautem Gefrache abspringen. Auch der Gärtner bemerkte, daß er ein ähnliches Zeichen am Schließen und Deffnen der sogenannten Silberdistel erkenne, und daß in dem Kalender bei weitem noch nicht alle Vorzeichen angegeben seyen, worauf der Schullehrer mit gelehrtem Lächeln erwiederte, daß dieß eine überspannte Forderung wäre, denn, weder der Verfasser des Kalenders noch irgend ein Mensch könne alle Wetterzeichen wissen. Der alte 90jährige Kobothvorsteher aber, ehemals österreichischer Husar im 7jährigen Kriege, strich sich den Schnurrbart und bemerkte, daß es mit den Vorzeichen von Regen, welche der Kalen-

der anführe, seine volle Wichtigkeit habe, indem es wirklich ganz sicher regne, wenn man des Abends Wolken von Sonnenuntergang gegen Sonnenaufgang schnell ziehen sehe, dieß wisse er aus Erfahrung, indem er hiedurch seinem Kommandanten, sich und der ganzen Schwadron einst das Leben gerettet habe, als er sich am 12. Oktober 1758 unweit Hochkirchen in der Oberlausitz gegen das Corps des preussischen Prinzen Heinrich auf Vorposten befand. Mein Herr Lieutenant, sprach er, wollte in der Nacht vom 12. zum 13. Oktober die feindlichen Vorposten angreifen, wozu man einen tiefen Bach zu passiren hatte; mein Herr Lieutenant, thun Sie das nicht, sagte ich; warum? fragte er mich; weil es diese Nacht sehr stark regnen, und der Bach so reißend anschwellen wird, daß wir selbst mit dem Roß dann nicht mehr zurück können, denn die Wolken ziehen von Sonnenaufgang wie die Spitzbuben geschwind gegen Untergang, und wenn das um Theresia herum geschieht, so kömmt gemeiniglich ein schrecklicher Regen. Du bist ein Narr, sprach

der Herr Lieutenant, folgte mir aber doch, und der andere Tag zeigte, daß ich Recht gehabt, denn der Bach war gegen drei Klaftern angeschwollen, und führte gewaltige Bäume mit Wurzeln und Erdreich mit sich fort; da hätte Roß und Mann sicher das Grab gefunden. War das in dem Feldzuge, fragte der Bräuer, von dem wir vorher gelesen haben, gegen den preussischen Friedrich? — Wersteht sich im siebenjährigen Kriege; antwortete der Soldat, und hier fing er an sich umständlich über die Kriegsbegebenheiten damaliger Zeit und seine darin verlebten Abenteuer zu verbreiten; der Schullehrer bemerkte, ob denn etwas Wahres an der Geschichte sey, wovon Lenore (Bürgers Gedicht) handle, weil es darin auch heiße: » Er war mit König Friedrichs Macht gezogen in die Prager Schlacht;« wer weiß denn, war die Antwort der Übrigen, und es that mir leid, daß mich in demselben Augenblicke meines Hauswirths Meierknecht, der mich hier entdeckte, heim rief, indem es schon neun Uhr sey, und ich vom Herrn mit dem Abendessen erwart-

tet werde. So sah ich mir denn die echt häusliche Gruppe noch einmal an, wie Alles traulich um den Tisch saß, dem Invaliden Aufmerksamkeit schenkte, und selbst zwei Bräufnechte hörten vom warmen Ofen her, wo sie behaglich auf den Bänken lagen, dem Erzähler höchst gespannt eben so zu, wie Mutter und Töchter vom Hause, deren Spinnräder dabei fleißig schnurrten. Das ist nun für jene Leute ein echt schöner Lebensmoment, auf den sie sich den ganzen Tag über während ihrer beschwerlichen Geschäfte schon freuen mögen.

Statt sich mit gähnender Langweile in die Winkel zu setzen, und sich mit daraus entstehender launiger Bissigkeit wechselseitig auszurichten, ist es nicht besser, daß die Leute bei einer angenehmen, zugleich auch für diese Verhältnisse Lehrreichen Lektüre friedlich und behaglich beisammen sitzen? Und wem gebührt der Dank? Dem Verfasser dieses Kalenders! Alles dieß bedenkend, war ich meinem Hauswirth im Herzen innigst verbunden, als ich erfuhr, daß er dem Bräuer den

erwähnten Kalender geborgt hatte, dessen Lesung nun schon so nützliche Wurzeln trieb.

Auch hier ist es endlich nicht schwer nachzuweisen, daß auf solche Weise oft schöne Lebensmomente unter dem Landvolke herbeigeführt, d. i. alle drei Hauptvermögen gleichzeitig angesprochen werden; indem der Lesende nämlich dadurch auf ganz neue Gegenstände in ganz neuen Denksphären geleitet wird, ist 1) seine Phantasie entzündet; indem er durch eine solche Lektüre auf interessante Gegenstände aufmerksam gemacht wird, die in seinem täglichen Leben oder in der Welt überhaupt vorgehen, wird er an die Erscheinungen im menschlichen Daseyn recht lebendig erinnert, was 2) sein Daseyngefühl erhöht; indem endlich der Leser bei Bekanntwerdung mit den neuen Gegenständen, welche ihm seine Lektüre vorsührt, nothwendigen Stoff zum Kombiniren bekommt, wird 3) sein Verstand, und indem er durch alles dieß auf das Walten einer Vorsehung aufmerksam werden muß, auch seine Vernunft angesprochen. Dieß ist ohn-

gefähr der kalobiotische Nutzen, welchen ein National-Kalender nebst dem hervorbringen kann, daß er populäre Kenntnisse verbreitet, gleich den heutigen Pfennigmagazinen.

3. Die Förster-Familie.

Im Felde schleich' ich still und wild
Gespannt mein Feuerrohr!

Göthe.

Einer andern, auch durch dieselbe Lektüre des National-Kalenders bewirkten Scene wohnte ich in der Familie des Oberförsters bei, wo ich, wie ihr aus meinen Briefen schon wißt, ebenfalls jenen Kalender antraf. An einem rauhen Herbstabende besuchten wir nämlich wieder einmal jene Familie, und fanden dort alles um einen großen Tisch in gespanntester Aufmerksamkeit sitzen, und einem Forstadjunkten zuhören, der eben die Beschreibung einer steierischen Gamsenjagd aus einem Kalender vorlas.

Da wir geritten kamen, ward unsere Ankunft nicht gleich bemerkt, und wir konnten in dem großen Zimmer so lange bei der Thür stehen, bis der Artikel ausgelesen war. Da gab es nun ein wahres Gemälde zu sehen, wie sich alles auf jedem

Gesichte, besonders auf jenen der Kinder malte, wie sie gleichsam die beschriebenen Gebirge, Abgründe, Gemsenfäße und Jagd Gefahren ordentlich zu sehen glaubten; ein jedes Wort entzündete die Augen mehr und mehr. Da ist es eine Freude vorzulesen, wo jedes einzelne Gemüth von der Waldluft gestärkt durstig einsaugt und sich lebendig ausmalt, was es vernimmt! Nach Beendigung des Artikels begrüßten wir die Familie, und baten, man solle sich unsertwegen nicht stören lassen; um dieß zu bezwecken, fing ich gleich an, von dem Gelesenen zu sprechen, den Oberförster eines und das andere darüber zu fragen, so bildete sich ungewungen bald eine Fortsetzung. Der Oberförster ertheilte mir gleich die verlangten Belehrungen, und begann sich über die Gefährlichkeit der Gemsenjagd auszubreiten, über den ungemeynen Verstand der Thiere; die Kinder rollten begierig die Augen, überschütteten den Vater mit Fragen über die Natur, Lebensart, Gewohnheiten und Eigenschaften der Gemsen; alles dieß wurde vom Vater mit Wohlgefallen beantwortet, der freundliche Greis sprach

viel Interessantes über die Ähnlichkeit und Verschiedenheit zwischen der Gemse und dem Hirschen, dem Reh, der Ziege; er führte eine Menge wunderbarer Beispiele an, welche die Natur jedes dieser Geschöpfe bezeichneten, und sehen ließen, wie die Thiere überhaupt den Menschen in manchen Stücken nahe kommen. Was er erzählte, war größtentheils aus eigenen Beobachtungen geschöpft, die er auf Jagden, auf einsamen Streifungen durch die Wälder zu jeder Stunde bei Tag und Nacht anstellte. Die Kinder schienen alles ordentlich zu verschlingen, was der Vater sprach, und dieser lispelte mir ins Ohr, daß sie sich nichts besser merken, als was er ihnen bei solchen Gelegenheiten Lehrreiches erzähle. Dann kam die Sprache wieder auf den Beschreiber der Gemsejagd, und auf das zurück, daß er den Gemsebock gefehlt, dem er mit dem Jäger aufgepaßt habe.

Wie die Kinder das Wort »Fehlen« vernahmen, waren sie auch sogleich durch eine genug sonderbare Ideenverknüpfung wieder auf den Freischützen mit dem Ausrufe verfallen! »Mar hatte auch ge-

fehlt. a Obschon es bei Kindern nichts Seltenes ist, daß sie oft mit den unpassendsten Äußerungen in ein Gespräch fallen; so mußte jener Ausruf den aufmerksamen Beobachter doch sehr interessiren, weil daraus abermals erhellte, welchen tiefen unvergeßlichen Eindruck der Freischütz auf das junge Volk gemacht hat, so daß ihnen das Fehlen am Ende poetisch erschienen wäre. Der Greis schien aber doch zu besorgen, daß die Kleinen hiedurch auf unsinnige, abergläubische Kombinationen verfallen könnten, und rief sie ernst an, was solche Äußerungen für einen Zusammenhang mit dem Gespräche hätten, indem er hinzusetzte, daß das Fehlen meistens aus Fahrlässigkeit und aus keiner andern Ursache entstehe; daß jener Max, wenn er ja gelebt habe, sehr wahrscheinlich auch nicht so lange Zeit hinter einander gefehlt haben würde, wenn er aufmerksamer gewesen wäre, seine Büchse, den Feuerstein, oder das Pulver besser untersucht hätte; der Teufel, sprach er, sitzt meistens in unserer Ungeschicklichkeit. Hier ließ er sich über die verschiedenen Arten des Schießpulvers aus, über die Me-

thode, es vor der Feuchtigkeit zu bewahren, über die Vorsicht, die man beim nassen nebligen Wetter anwenden müsse, das Gewehr mit hinunter gefehrtem Hahn so unter dem Arme zu tragen, daß das Schloß vom Arme bedeckt werde, dann wird, zumal bei den jetzt üblichen Kapselschlössern, die Wüchse gewiß nicht so leicht nachbrennen oder stoßen, und der Jägermann fehlen. Mit diesen Worten hieß er die Kinder schlafen gehen; alle sprangen auf ihn hinauf, küßten ihn, wünschten gute Nacht, und gingen.

Als wir nun allein waren, schenkte er uns und sich noch die Gläser voll, und setzte bedeutsam hinzu, man muß dem kleinen Gesindel nicht zu viel abergläubisches Zeug in dem Kopfe lassen, aber mit dem Fehlen ist es bei dem Jägermann doch eine besondere Sache.

Eben in Steiermark war es, wo ich als Jägerbursche in Gemsrevieren diente, und einst auch über Jahr und Tag nichts treffen konnte, ohngeachtet ich alle Vorsicht anwandte, die man nur anwenden kann, und täglich vor dem Ausgehen meine 6 — 8

Übungsschüsse in die Scheibe oft bei Laternenschein that, wo ich grösstentheils das Schwarze berührte; wie mir aber jemand zusah, oder wenn es Wild nach Hause zu bringen galt, wollte es damit nicht gehen, so daß ich von Jägern und Bauern verspottet wurde, und sie mich in Wirthshäusern und überall, wo ich mich sehen ließ, statt wie sonst, den Jager=Seppel (Jäger=Joseph) nur den Hager=Seppel (Heger=Joseph) schimpften, weil sie sagten, ich tange nur zum Wild und Wald Hegen, aber nicht zum Jagen.

Und als mich auch die Mädels auslachten, da schnitt es mir erst recht durchs Herz, und ein junger unbesonnener Hitzteufel wie ich war, beschloß ich auf einen hohen Felsenriß zu gehen, dort noch einen Probeschuß zu wagen, und wenn dieser auch verunglücke, mich — verzeihe mir Gott meine Sünde — von dort ins Waldthal hinunterzustürzen! In dieser Absicht, fuhr er fort, bin ich auch Nachts richtig aufgestanden, um bei Sonnenaufgang auf jener Spitze den letzten Schuß auf irgend ein Gemsthier zu wagen, und wie ich schon tief im Steinge-

birge drinnen war, und eben über einen Steg hinüber wollte, unter dem ein wildes Bachwasser stürzte, um meinen Weg durch ein schmales Bergsteigal weiter zu gehen; hören Sie da ist mir etwas Kurioses geschehen, woran ich all mein Lebtag denken werde: da höre ich ein Glöckel, und es begegnet mir der Geistliche, der unsern Herrn zum Kranken trägt. Das, und über's hohe Gebirg herüber die Sonne dazu aufgehen zu sehen, niederzuknien, und wie ein Kind zu weinen, sage ich Ihnen, war bei mir Eins. Gleich kehrte ich um, dachte an kein Hinunterstürzen mehr, und lasse noch alle Jahre an diesem Tage eine Messe in unserer Pfarre deswegen lesen, weil sich damals gleich darnach auch das gute Trefsen bei mir wieder einstellte. An die Zeit vorher aber darf ich gar nicht denken, was mir da oft ganz allein im Walde durch das Hirn fuhr.

Hier wurde das Antlitz des Greises einen Augenblick düster, er verstummte, wir hörten das Brausen der Waldungen um das Haus herum, und so eben aus dem entfernten Dorfe die Mitternachtsstunde schlagen, bald aber heiterte er sich wieder

auf, schob das Tischtuch weg, und rief aus: Gott sey Dank, nun ist das alles schon lange vorbei, und ich kann sagen, daß es sich recht schön auf Gottes Erdboden lebt.

Während dessen hatte er sich behaglich mit dem riesigen Ellbogen auf den Tisch gelehnt, und blickte uns voll kräftiger Lebenslust an. Mein Begleiter aber mahnte ans nach Hausereiten, wozu wir uns auch bald entschlossen, ohngeachtet der Oberförster uns mit Gewalt die Nacht über noch bei sich behalten wollte.

I. Florenz und bildende Kunst

Lebensbeschreibung

From the moment, that you take up the pen-
cill, and breathe in the face, you
are at it with your own heart.

III.

Mus Italien.

Gewaltthat — — — — — pfannungen und
dergleichen bleiben, wer sie auch immer besitze, in
seinem gewissen Sinne Eigenthum der gebildeten
Kunstler. Es ist darum eine Art von Vergehen
an der, solche der Oeffentlichkeit zu entziehen. Spricht
nicht logisch den reichen Engländern Wortworte,
welche die vorzüglichsten Kunstschätze aufkaufen, um
sie auf ihrer einsamen Landstube in der Heimat zu ver-
schleppen, wo sie nur wenigen aus besonderer Kunst

*) In deutschen Mägen zu Italien verbracht. Wiley
Vol. 1. 1834.



1. Florenz und bildende Kunst
für
Lebensverschönerung *).

From the moment, that you take up the pencil, and look nature in the face, you are at peace with your own heart.

W. Hazlitt.

Gemäldegallerien, Kunstsaamlungen und dergleichen bleiben, wer sie auch immer besitze, in einem gewissen Sinne Eigenthum der gebildeten Menschheit. Es ist darum eine Art von Vergehen an ihr, solche der Öffentlichkeit zu entziehen. Herder macht deshalb den reichen Engländern Vorwürfe, welche die vorzüglichsten Kunstschätze aufkaufen, um sie auf ihre einsamen Landsitze in der Heimat zu verschleppen, wo sie nur wenigen aus besonderer Gunst

*) Im deutschen Echo zu Mailand abgedruckt. Märzheft 1834.

zugänglich werden. Ein wahres Verdienst um die Kultur der Menschheit ist es dagegen, dergleichen Gegenstände zu freier Beschauung für Jedermann hinzustellen, wie dieß z. B. in Florenz geschieht. Darum gebührt auch dessen Herrschern seit Jahrhunderten der innigste Dank der Welt. Sie haben ihre Residenzstadt durch öffentliche Aufstellung reicher Kunstsammlungen höchsten Werthes zu einem Wallfahrtsorte für den Gebildeten erhoben. Künstler und Laie müssen, wie nach der ewigen Roma, hinpilgern, um in möglichster Fülle beisammen zu sehen, was die Menschheit als das Herrlichste in bildender Kunst verehrt. Wie wir Kurorte besuchen, um aus ihren Heilquellen Stärkung des Körpers zu schöpfen, so können wir in Florenz durch Beschauung des Vortrefflichsten im Fache bildender Kunst Stärkung des Geistes und guten Geschmacks finden. Den Kinger, den Schleifer, die kleine Bildsäule des Apollo, Apollino genannt, die medizinische Venus, die Gruppe der Niobe, jene Tragödie in Marmor, andere weltberühmte Statuen von Meißeln aus alter Zeit, finden wir dort bei-

sammen, eben so, wie die ewigen Malerschöpfungen eines Raphael, seine Himmelsköniginnen, seine Madonnen della Seggiola und del Gran Duca*), die unsterblichen Gebilde eines Titian, eines Correggio, Michel Angelo, eines Fra Bartolomeo mit ihren gigantischen Umrissen, lauter Kunstwerke, die wir von Jugend auf als das Höchste seiner Art nennen hörten, die wir vielleicht aus hundert besseren und schlechteren Zeichnungen oder Kopien kennen. Zu Florenz stehen sie alle im Originale vor uns. Dieses Bewußtseyn dürfte bei dem Gebildeteren selten ohne einen gewissen Eindruck bleiben; möge bei ihm auch in der Jugend der Sinn für bildende Kunst noch so wenig angeregt worden seyn, und er recht eigentlich nur reisen um — wie man zu sagen pflegt — sich zu überzeugen, ob in den

*) So genannt, weil sie, wie es heißt, dem letztverstorbenen Großherzog von Toscana dergestalt lieb war, daß er dies Gemälde auf allen Reisen mit sich führte, und in jedem Nachtlager aufstellen ließ, um dabei seine Andacht zu verrichten.

Galerien noch alles in derselben Zahl und Ordnung vorhanden sey, wie es in einem Guide angegeben steht! Stets dürfte es doch sein Interesse oder wenigstens seine Eitelkeit kitzeln, wirklich gesehen zu haben, was er bereits als Kind als das bisher Unerreichte preisen hörte! — Er mag sich dabei an so manches Gehörte erinnern, so manches Wort seines Zeichenlehrers, manche trockene Schulnotiz dürfte ihm beim Anblick jener Kunstwerke erst lebendig und bedeutender werden. Grau, Freund, ist alle Theorie, doch grün des Lebens goldner Baum! sind eines großen Dichters wohl zu beherzigende Worte! — Was eine ausgezeichnete Kunstgalerie für eine Stadt ist, das ist Florenz für Europa, für die Welt — ein Ort der Bildung und Zierde in hohem Sinne. Wer vermöchte den Nutzen für Kultur zu berechnen, welchen die Menschheit dem freien Genusse der dort seit Jahrhunderten aufgestellten Kunstwerke, und somit den Herrschern Toskanas verdankt! — Hier ist nicht bloß vom Künstler die Rede, welcher sich dort durch Beschauung und Nachbildung des Vortrefflichsten vervollkommnet, sondern auch vom Kunstlaien, in so

ferne sich dort erhaltene Eindrücke auch an ihm als wohlthätig bewähren. Die Nationalökonomie des Geistigen, die Lehre, aus All dem den möglichst größten geistigen Nutzen fürs Allgemeine zu ziehen, es möglichst fruchtbringend zu machen, scheint mehr Beachtung zu verdienen, als es bis jetzt geschieht.

Nicht am unrechten Orte dürften hier einige Andeutungen stehen, um anschaulicher zu machen, worin eigentlich der Genuß des Laien bei Betrachtung von Werken bildender Kunst liegen möchte. Es wird vielleicht daraus um so klarer, welchen Nutzen ein Aufenthalt in Florenz für unsere Bildung haben könne. Viele werden bemerkt haben, wie sich in der Wirklichkeit Antlitz und Gestalt eines Menschen, zumal wenn sie von schöner Form sind, in einer edlen Stimmung, bei einer edlen Handlung so mächtig beleben, uns so wohlthätig und erhebend ansprechen, daß wir selbst uns gleichsam durch den bloßen Anblick mit fortgerissen, mit erhoben fühlen. Ein ähnliches höheres Wohlgefallen scheint uns nun auch bei Betrachtungen von Gemälden, Bildsäulen und dergleichen zu erfassen, in so fern diese näm-

lich Darstellungen von Menschen in bedeutenden Lebensmomenten oder von besonders edler Form sind, welche zugleich ein bedeutenderes Gemüth, eine edlere Stimmung verrathen. Die Landschaftsmalerei entfällt nach dieser Ansicht keineswegs dem Bereiche schöner Kunst; denn der Anblick einer schönen Gegend kann uns auf ähnliche Weise ergreifen, wie der Anblick des Menschen in irgend einem höheren Momente. Es gilt daher von ihr ganz dasselbe, was von der historischen Malerei und der Bildhauerkunst gilt, welche sich zunächst bloß mit der Menschengestalt beschäftigen.

Findet der bildende Künstler bereits im wirklichen Leben an einem Gegenstande den höchsten Grad schöner Form, welchen er sich zu denken vermag, so wird er die Natur bloß kopiren. Daher pflegt er sich lebender Modelle zu bedienen, daher werden in seinen Werken oft bloß treue Nachbildungen von Gestalten, Physiognomien, einzelnen Formen gefunden, welche ihm wirklich im Leben vorkommen. So sehen wir z. B. in Raphaels Gemälden häufig bloße Porträts seiner Fornarina, in den Gemälden

des Rubens Porträts seiner Gemahlinnen; vieler anderer Maler und Bildhauer nicht zu gedenken, bei welchen ein Ähnliches der Fall war. Vermag sich dagegen die Einbildungskraft des Künstlers, etwa durch den Anblick des wirklich Gesehenen beflügelt, noch höher aufzuschwingen, sich noch Schöneres zu malen, dessen Formen zwar in der Wirklichkeit gefunden werden könnten, die dem Künstler vielleicht aber noch nicht vorkamen: so wird er suchen, in seinem Werke Schöneres darzustellen, als er selbst sah, d. h. er wird idealisiren. Hiedurch nun beurkundet sich vorzugsweise das eigentliche Talent eines Künstlers. Auch scheint dieß die eigenthümliche Aufgabe der bildenden Kunst zu seyn: Schönes in einem Grade darzustellen, wie wir uns kaum schmeicheln dürfen, es im wirklichen Leben zu finden. Zur Darstellung solcher Ideale sind allerdings die Elemente aus der Wirklichkeit entnommen; allein hier liegen sie zerstreut, im Ideale dagegen finden sie sich nachgebildet, auch wohl veredelt und in ein harmonisches Ganze verschmolzen. Dem Künstler kommt z. B. hier eine besonders schöne Frauenhand

in der Natur vor, dort ein liebevoll anmuthig lächelnder Mund, ein holdblickendes Auge. Kopirt er alle diese schönen Einzelheiten, und weiß er sie sämmtlich etwa in einem Madonnenbilde harmonisch zu einem Ganzen zu verschmelzen, so hat er unter Benützung von Elementen aus der Wirklichkeit ein Ideal geschaffen. In so fern hat auch ein jedes Werk bildender Kunst etwas Reelles; denn alle einzelnen Schönheiten darin sind entweder Kopien des wirklich Gesehenen, oder Darstellungen schöner Formen, welche immerhin auch im Leben selbst getroffen werden können. Nur sind sie hier, wie gesagt, gewöhnlich zerstreut, im Kunstwerke aber vereint zu finden. Ähnliches kann, beiläufig bemerkt, auch von der Poesie behauptet werden. Auch diese hat eine reelle Grundlage, indem sie ihre Elemente gleichfalls aus dem wirklichen Leben entlehnt. Möge sie sich noch so sehr ins Reich des Wunderbaren aufschwingen; stets bleibt sie doch an Bilder und Gleichnisse der uns bekannten Wirklichkeit gebunden, da wir uns andere Formen nicht vorzustellen vermögen. Des größten Dichters Sprachgewalt würde

es nicht dahin bringen, uns z. B. irgend ein Zerrbild für schön ansehen zu machen, denn es wäre gegen die Grundform der Anschauung, welche uns als Menschen innewohnt.

Lavaters Physiognomie flößte uns so viel Interesse ein, weil sie uns in den Gesichtszügen der Menschen lesen, und daraus auf ihren Charakter, auf ihr Gemüth schließen lehrte. Warum sollten wir nicht auch aus gemalten oder in Marmor gebildeten Physiognomien lesen, und eben so auf den Charakter und die Seele schließen können, welche der Künstler seinem Gebilde einzuhauchen strebte? — Sollte sich nicht auch hieraus ein ähnliches Interesse schöpfen lassen, wie aus der Physiognomie bei lebenden Menschen? Ein gemaltes Auge sagt ja oft mehr als ein wirkliches. Strebte ein Raphael bei einem seiner Gebilde durch das Auge eine Seele auszudrücken, wie er sie nur in Stunden höchster Weihe zu denken vermochte, so dürfte wohl ein solcher Blick, wenn auch nur gemalt, mehr verrathen, als tausend Alltagsblicke lebender Personen! Ähnliches gilt auch von Gesichtszügen, andern Formen

und von Stellungen, wodurch sich gleichfalls das Edle und Schöne der Menschengestalt ausspricht. Ein Kennerauge möchte Werke der bildenden Kunst in dem Maße mehr genießen, als es in der Fertigkeit weiter gekommen ist, sich die Gebilde als wirklich, die Gestalten z. B. als lebend vorzustellen. Durch öfteres Beschauen gelangen wir zu diesem Grade der Fertigkeit. So lernen wir uns gleichsam in ein Kunstwerk hinein vergessen. Die Gestalten treten uns alsdann wie verkörpert entgegen, und es gelingt uns erst recht, ihre malerische oder plastische Schönheit inne zu werden, ihren Geist zu erkennen, worauf es doch am Ende eigentlich ankommt. Schönheit der Formen soll in einem Maler- oder Bildhauerwerke gleichsam ihre Verherrlichung feyern. In je größerer Fülle und Vollendung uns bildende Kunst schöne Formen zur Anschauung bringt, desto mehr entspricht sie ihrem Zwecke. Das Wohlgefallen daran liegt in uns. Wer sieht nicht lieber ein schönes, als häßliches Gesicht? wer nicht lieber eine schöne, als eine häßliche Gegend? — Je seltener wir im wirklichen

Leben zu schönen Anblicken gelangen, desto willkommener und erhebender pflegen uns Werke bildender Kunst zu seyn, welche uns gleichsam für die Entbehrung schadlos halten. Sehen wir hingegen öfters Schönes in der Natur, so wächst wieder unser Sinn und unser Geschmack dafür immer mehr, wenn wir es in Kunstwerken treu nachgebildet, oder wohl gar erhöht finden. Auf keinen Fall bleibt also dabei für uns ein Genuß aus.

Ungefähr so, wie wir uns durch Umgang mit edlen Menschen allmählich selbst veredeln, indem ihre Vorzüge immer lebendiger auf unsere Geistesrichtung wirken, eben so dürfen wir uns auch durch Kunstgenuß veredeln. Sollte diese Ansicht nicht mit derjenigen übereinstimmen, welche bei Künstlern und Kunstkennern üblich ist, so möchte sie doch gewiß nicht die unfruchtbarste für reinmenschliche Bildung seyn.

Außer Rom mag wohl keine Stadt so viel zur Erhöhung des Sinnes für bildende Kunst in sich vereinen, als Florenz. Wie theuer muß es daher dem Gebildeten bleiben! Rom zeichnet sich aller-

dinge dadurch aus, daß es nicht nur, gleich Florenz, eine Fülle von Kunstschätzen bietet, sondern nebst dem noch in seinen Denkmählern eine große historische und ästhetische Vergangenheit aufschließt. Dagegen möchte Florenz, bei welchem letzteres wegfällt, das Eigenthümliche voraus haben, daß der Sinn hier um so mehr Zeit hat, sich ausschließend auf den Genuß der vorhandenen Kunstsammlungen zu werfen, ohne durch anderes zerstreut zu werden, und wir uns daher einer um so ruhigeren und innigeren Beschauung hingeben können.

Hiezu führt man sich in Florenz durch alles eingeladen. Sene weiten, ruhigen Galleriefäle voll herrlicher Kunstwerke, worin Schaaren von Fremden aus allen Weltgegenden herbeigekommen, im stillen Genuße umherwandeln, Künstler am Zeichenbret und an der Staffelei in Nachbildung des Vortrefflichsten und in stumme Bewunderung des ewig Großen versunken; der beinahe unvermeidliche Umgang mit so vielen Künstlern und Nichtkünstlern, welche Durst nach Kunstgenuß in dieses italienische Athen geführt: wer möchte sich durch alles dieß

nicht am Ende zu ähnlichem Streben geweckt fühlen!
 — Die Aufzählung aller Merkwürdigkeiten dieser weltberühmten Stadt wäre Überfluß, denn sie ist ja in einem jeden Guido für Florenz zu finden. Nur als Beispiel, wie dort der Geist des Schönen sogar bis in Geringfügiges einzudringen pflegt, sey es erlaubt, hier gelegentlich eines Badekabinetts im großherzoglichen Pallaste Pitti besonders zu erwähnen. Eine Wanne aus weißem Marmor, aufs geschmackvollste im griechischen Style verziert, ist das Erste, worauf hier das Auge mit Wohlgefallen ruht. Die Wände sind mit herrlichen Marmorbasreliefs geschmückt, welche antike Badescenen vorstellen, wie sie auf etruskischen Vasen gefunden werden; Tische und Stühle in Muschelform sammt allem andern Geräthe mahnen recht an das Reich Neptuns, von dessen Spenden der Badende in diesem Gemache bei heißer Jahreszeit Erquickung hofft. Eine von oben hereinfallende Beleuchtung wirft auf das Ganze ein reizendes Halbdunkel, und gibt ihm ein Gepräge von Ruhe und Kühle, welches fast mit unwiderstehlichem Zauber zum Baden lockt.

Doch, nicht nur Kunst, auch Natur verleihet dieser Stadt und ihren Umgebungen mächtigen Reiz. Man ersteige Bellosguardo, eine Anhöhe vor ihren Thoren, und das trunkene Auge erblickt von hier das ganze weite, üppiggrüne Arnothal von seinem Silberflusse durchblizt. Unzählige Baumgruppen, Kastanien-, Oliven- und Lorbeerhaine bilden ein einziges, wogendes Laubmeer darüber hin, aus welchem wieder unzählige Landhäuser schimmernd auftauchen, deren es um Florenz so viele gibt, daß Ariosto sagte: man könnte, wären sie vereint, zwei Rom daraus bilden. Man erklimme Fiesole, ein Dorf etruskischen Ursprungs, unweit Florenz auf einem Berge der Apenninenkette. Wie eine ausgebreitete Landkarte erblickt man dort fast ganz Toscana unter sich, bis nach dem mittelländischen Meere und dem Golfo della Spezia gegen Genua hin! — Auf jenem Berggipfel, von reiner Apenninenluft angeweht, fühlt man erst recht das Paradiesische des Landes, über welchem man steht! So weit das Auge trägt, lauter Stätten ästhetischem und historischem Andenken heilig, die sich gegen

Florenz hin immer mehr und mehr zusammen-
drängen.

Mit allen Erinnerungen an Großes und Herr-
liches, welche wir aus dieser Stadt mitnehmen,
verknüpfen wir gewiß auch gerne jene an die Wohn-
häuser Michel Angelo's, Benvenuto Cellini's, ja
selbst an den Stein auf dem Domplatze, wo Dante
oft zu sitzen pflegte; was alles noch gezeigt wird,
und sicherlich auch sein Interesse hat, indem es mit
beiträgt, Florenz als Florenz recht eigenthümlich
zu charakterisiren.

So runden sich alle dort empfangenen Natur-
und Kunsteindrücke zu einem harmonischen Ganzen
ab, welches dem Gebildeten, als reinmenschliches
Andenken, fruchtbarer Gewinn zur Verschönerung
seines Lebens bleibt.

2. Der Ofen in Italien*).

Quel plaisir de rêver au coin de son feu!

„Wer nie sein Brod in Thränen aß, der kennt Euch nicht Ihr himmlischen Mächte“, singt Göthe, und wer nie seine Cigarre am Kaminfeuer geraucht, der kennt Euch auch nicht ganz, Ihr himmlischen Mächte! — (Es versteht sich, daß hier bloß von Männern die Rede ist.) Er kennt das Angenehme, Sorgenverscheuende jener sanften Bestäubung nicht, wie doppelt beschwichtigend sie am Kamine auf unser Gemüth, sagt der Psycholog, auf unsere Nerven, sagt der Arzt, einwirkt! — Verfolgt Euch dummer Neid, müßt Ihr lächerlicher Anmaßung, drohendem Stolze in der Welt vorsichtig weichen; ja habt Ihr Euch selbst durch eigene Schuld Übles zugezogen, dem nun einmal

*) Aus dem Jännerhefte des deutschen Echo abgedruckt.
Mailand 1835.

nicht mehr abzuhefeln ist: einige Züge aus der Cigarre beim wärmenden Lichte der Kaminsflamme, den Dampf in die Höhe geblasen, sein Ringeln in der Luft mit dem Blicke ruhig verfolgt, und Sorgen werden oft nur halb, Grillen verschwinden ganz. Mag außen auch das Ungewitter noch so an die Fenster schlagen und ums Haus herumtoben, ein Sinnbild des Lebens! Solche Augenblicke sind reinmenschlicher Genuß, und ein gewisses Etwas flüstert uns zu: jetzt kümmert mich die ganze Welt nichts! — Göthes Faust, ohne eben, wie es scheint, Raucher gewesen zu seyn, möchte Ähnliches empfunden haben, wenn er sagt:

» Ach wenn in unsrer engen Zelle
Die Lampe freundlich wieder brennt,
Dann wirds in unserm Busen helle,
Im Herzen, das sich selber kennt.
Vernunft fängt wieder an zu sprechen,
Und Hoffnung wieder an zu blühen:
Man sehnt sich nach des Lebens Bächen,
Ach nach des Lebens Quelle hin.«

Was würde er nun erst gesagt haben, wenn er

mit einer Cigarre oder einem Pfeifchen am Kaminfeuer gefessen hätte! Wie schön hätte er alsdann erst die Reize des chez soi besungen!

Bei all dieser Feueranbetung aber war es mir doch nicht vergönnt über den Monat November, wenigstens in Oberitalien, wo doch auch »die Citronen blühen«, beim bloßen Kaminfeuer in meiner Wohnung auszuhalten (wie es denn überhaupt zu den menschlichen Vorurtheilen gehört, zu glauben, in Italien sey es nie kalt). Mein Hausherr war kontraktmäßig verpflichtet, mir auf jedesmaliges Verlangen, ohne weitem Anspruch auf Entschädigung, sogleich einen Ofen setzen zu lassen. Dieses Recht blieb auch nicht lange unbenützt.

Als die Maurer eben damit auf seine Kosten beschäftigt waren, stand der Eigenthümer bei den Arbeitern, ihnen mit scheelem Blicke zusehend. In seinen Radmantel bis an die Nase gehüllt, den Hut selbst im Zimmer auf dem Kopfe, steif wie eine Bronzestatue, bemerkte er bitter: »Was würden I nostri vecchi, unsere Vorfahren, dazu sagen, wenn sie aufständen, und in ihren Gemächern

Diefen bauen fähen, für fie ein unerhörtes Ding! — Ich verficherte ihm aber ganz ruhig, daß mein Ehrgefühl nicht bis zu dem Punkte verfeinert fey, mich darum viel zu kümmern, da ich nun einmal am Schreibepult ruhig zu arbeiten hätte, hiezu einer ausgiebigen, gleichmäßigen Wärme, befonders in einem Zimmer bedürfe, was fich, nach Landessitte, keiner Doppelfenster erfreut, mir die Worfahren auch kaum bei meiner Arbeit helfen dürften, wenn ich diese der Kälte wegen aufgeben müßte. Freilich war es so um mein oben gepriesenes Vergnügen des Tabakrauchens am Kaminfeuer geschehen, denn dieser mußte zur nöthigen Verwahrung des Zimmers vermauert werden. Das Angenehme mußte dem Unentbehrlichen ehrfurchtsvoll weichen. Es war kein kleines Opfer, auf diesen Genuß zu verzichten, welcher ohne Frage eine erfreuliche Blüthe neuerer Civilisation ist, die allmählich Süd- und Nordsitte verschmelzt; denn der Kamin deutet auf Süden, das Tabakrauchen mehr auf den Norden Europa's. Wie sehr sich dieser narfottische Genuß auch in Italien verbreitete, kann man jeden Abend,

besonders nach beendigtem Theater sehen, wo in allen Straßen eine Menge glimmender Cigarren heimkehrender Personen nach allen Richtungen gleich Irrlichtern in dunkler Nacht dahinschweben.

Um nun wieder zu unserm Thema, zum Dese zurückzukehren, so hört dieser übrigens allmählich auf, ein Fremdling in Italien zu seyn. Keinen geringen Antheil daran möchten die vielen für Offiziere gemietheten Wohnungen bei Privaten in den Städten Oberitaliens haben; da in solchen Quartieren meist Desen gesetzt wurden, so dürften bei dieser Gelegenheit auch Einheimische das Wohlthätige dieser fremden Sitte kennen gelernt haben, und hie und da zur Nachahmung gereizt worden seyn. Wenigstens ist dieß keine gewagtere Hypothese, als so manche unserer gelehrten Sprach- oder Alterthumsforscher. — Besonders fängt das schöne und holde Geschlecht an, sich den Dese keineswegs abhold zu zeigen. Nicht nur weil es etwas Neueres ist, was vor ihrem Richterstuhl stets eher Gnade findet, sondern weil ihnen bei ihrem leichten Anzuge, ihrer leichten Chaussure eine

gleichmäßiger wärmere Temperatur in den eigentlichen Wohnzimmern angenehm wird. Es erspart ihnen, sich auf eine ihren Reizen oft nicht vortheilhafte Weise zu verpacken. So sehen wir nun nicht selten manchen hübschen Arm graziös um einen warmen Ofen geschlungen, wie um einen trauten Geliebten. Gleichwohl ziehen die Meisten bisher doch noch vor, mit gefrorenen Händen und Füßen einherzuhinken.

Die Männer, stets mehr an dem Alten hängend und festeren Charakters, wollen sich noch seltener mit den Ofen befreunden. Viele fürchten Husten, Schnupfen, Kopfschmerz u. s. w. davon, frieren lieber am Kamin von der einen Seite, braten von der andern, behalten lieber von Frost erstarrte zersprungene Hände, oder bedienen sich gestrickter Wollhandschuhe mit abgeschnittenen Fingerspitzen, gleich den Damen.

Zur Zierde und Belebung eines Zimmers trägt allerdings der Kamin mehr bei, als der Ofen, welcher, wenn er auch von innen zu heißen ist, und die Flamme etwas sehen läßt, seiner Gestalt nach

doch immer, selbst in zierlichster Form, etwas *Grammalaria* behält, möge ihn auch die schönste Gypsstatue der medizeischen Venus, die schönste Büste des größten alten Philosophen Griechenlands krönen! Er gleicht doch einem Menschen, der zwar eine glühende Seele, aber ein starres, abstoßendes Aeußere hat! —

Leonardo da Vinci, welcher über die verschiedenen Gestaltungen der Flamme eigene Studien entwarf, wovon die Blätter jetzt noch in der königlichen Bibliothek zu London als Reliquien gezeigt werden, wäre hiezu kaum durch ein Ofenfeuer angeregt worden, wo man die Flamme gar nicht, oder nur wenig sieht; und als der reiche Handelsherr Anton Fugger, der Rothschild seiner Zeit, Kaiser Karl V. bei sich bewirthete, und das Kaminfeuer des hohen Gastes fortwährend mit Zimmt, Mahagoniholz, auch wohl mit Schuldverschreibungen über Darlehen unterhielt, welche er dem Kaiser zum Heerzuge wider Tunis vorgeschossen; so hätte sich dieß auch bei weitem weniger poetisch in einem Ofen als in einem Kamine gemacht!

Warum die sogenannten Franklins so wenig in Übung sind, welche als juste milieu die Annehmlichkeit beider Heizungsarten ziemlich verbinden, darüber habe ich noch nicht recht nachgedacht, werde es aber thun, und nicht ermangeln seiner Zeit die Resultate meiner Forschungen, als redlicher Deutscher, in einem so dicken Buche wie möglich vorzulegen, dessen Titel etwa lauten müßte:

G r u n d r i ß
einer allgemeinen Franklinsheizungs-
theorie

mit

besonderer Hinsicht auf Ofen und Kamin als Elemente
der Verschmelzung dieser beiden Heizungsmethoden

von

N. N.; der freien Künste und Weltweisheit Doctor,
Mitglied mehrerer gelehrten und unwissenden
Gesellschaften &c. &c. &c. Und der Inhalt des Werkes
müßte wieder zerfallen wie folgt:

I. Hauptstück. Einleitung, Begriff, Zweck und
Nutzen des Franklins.



II. Hauptstück. Geschichte der Franklinheizung,
nämlich:

A. Urvweltliche Spuren davon.

B. Weitere Spuren nach der Sündfluth.

C. Entwicklung, allmähliche Ausbildung, und
endliche Laufe des Franklins.

III. Hauptstück. Hülfswissenschaften der Franklin-
heizungslehre.

IV. Hauptstück. Der Franklin, wie er seyn soll.

V. Hauptstück. Wirkungsarten desselben.

A. Wenn er geheizt ist,

1. mit Holz,

2. mit Holzkohlen,

3. mit Steinkohlen,

4. mit Torf.

B. Wenn er nicht geheizt ist.

Dann kämen noch sehr viele andere Hauptstücke
nach; endlich das Letzte: Folgerungssätze aus
dem bisher Gesagten; schließlich das erqui-
ckende Wort Ende, und am schließlichsten die An-
merkung: Aufgeschnittene, beschmutzte

Exemplare werden nicht mehr zurückge-
nommen.

Was würde nun zu einem ordentlichen Buche
fehlen, wenn es, in der Kunstsprache zu reden, noch
überdieß zwei Alphabete, d. i. 46 Bogen stark wäre?
Mit einem solchen Bande könnte man sich doch wohl
in ganz Norddeutschland mit Ehren überall zeigen.
Denn in honetten Häusern aufgeführt zu werden
wird dort viel leichter wenn man ein Buch geschrie-
ben hat; ist es auch eben nicht gedruckt und gelesen,
wenn nur in einigen Zeitschriften davon die Rede
ist, so wie es heut zu Tage zum soliden Ruße eines
honetten Musikdilettanten gehört, daß es in Pari-
ser, oder, wenn es nicht anders seyn kann, in deut-
schen und sonstigen Journalen von ihm heiße, er
beschäftige sich mit der Komposition
einer nächst zu erscheinenden Oper. Das
nachherige Ausbleiben des versprochenen Erschei-
nens thut nichts mehr zur Sache! —

Allein so gründlich das Buch über jene Zwi-
ter-Heizung ausfallen möchte, dürfte doch der
Kamin stets die Phantasie noch mehr ansprechen.

Er läßt seiner Natur nach schon mehr Schmuck und Zierath, mehr Accessoires zu, als selbst der Franklin, und wird vielleicht auch darum von den Italienern, bei ihrem angeborenen Sinne für schöne Form, lieber gesehen. So wie er denn überhaupt auch dem Dichter weniger zu schaffen gäbe, ihn zu besingen, als ein profaischer Ofen, der höchstens noch in alten deutschen Idyllen vorkömmt, wo von Weihnachtsfreuden, warmen Stübchen, bratenden Borsdorfer Äpfeln die Rede ist, welche auf heißen Ofen liegen &c. &c. In der That gewährt auch ein geschmackvoll verzierter Kamin, mit weißem Marmor eingefast, einen überaus hübschen Anblick. Oben können Marmorvasen, chinesische Porzellanfiguren, Armleuchter aus Bronze u. d. gl. stehen, ja sogar, weil die Hitze dort nicht hinaus dringt, Vasen mit frischen Blumen das Ganze schmücken. Inwendig sieht man das Feuer in seiner ganzen Ausdehnung, wie es rastlos zehrt, arbeitet, sich ewig anders gestaltend, eine unermüdlige Kraft, und wie es einen lieblich rothen zitternden Schein auf die An-

wesenden und das ganze Gemach wirft; man stimmt dann recht dem Italiener bei, wenn er sagt: » il fuoco è una compagnia, « denn jene ewig rege Kraft, die stets genährt seyn will, ist auch dem Einfamen Gesellschaft und Beschäftigung; sie flößt seinem Geiste eine gewisse Ruhe ein, die auch auf sein augenblickliches Treiben wohlthätig wirkt. Ist er in solchen Momenten zum scharfen Nachdenken eben nicht so aufgelegt, und kömmt ihm daher z. B. ein geschiedtes Buch minder geschiedt vor, so findet er dafür manch dummes Buch minder dumm, und der Gewinn ist immer groß, da es der dummen Bücher mehr gibt, als der geschiedten.

Ein lustig aufloderndes Kaminfeuer belebt das ganze Gemälde einer Gesellschaft. Aus dem Speisesaal vom guten Diner in den Salon zurückgekehrt, setzt oder stellt man sich darum herum. An allen Gesichtern malt sich beim Flammenscheine ein holdes Behagen nach korrektem gastronomischen Genuße; besonders wo das Kaminfeuer bloßer Luxus ist, und für die eigentliche Zimmerwärme z. B. schon durch Luftheizung gesorgt ist.

Zufrieden hält ein jeder sein para-fuoco, das ist seinen Handschirm, mit irgend einer darauf gemalten Mondlandschaft, vor dem Antlitz, um Licht und Hitze abzuwehren, schweigt, oder spricht, betrachtet oder betrachtet nicht; verlockt bei solcher Gelegenheit etwa die liebliche Flammwärme den hübschen Fuß einer schönen Frau vom Hause bis zum niedlichen Knöchel zu erscheinen, so hat man vollends keinen Grund dem Kaminfeuer zu grollen.'

Cela n'y gâte rien! — Kurz der Ofen ist unentbehrliche Prosa, der Kamin Poesie der Heizung! —

3. Erste Engagirung
einer
jungen Prima Donna.
(Sittenbild.)

Bekanntlich gibt es in Italien keine stehenden Operngesellschaften. Das nöthige Personal wird hier stets nur für bestimmte Zeiträume, z. B. für die Dauer einer Messe (Messa), eines Karnevals, nach Bedürfniß der einzelnen Theater-Unternehmungen zusammengesetzt, und geht nach Ablauf dieser Zeit wieder aus einander. So geschieht es häufig, daß ein Individuum jährlich an mehreren Theatern Italiens singt, oder auch mitunter aussetzt, wenn es entweder kein Engagement findet, oder keines annimmt, um auszuruhen, und die Stimme wieder zu Kräften kommen zu lassen.

In diesem letzten Falle befand sich Signora Cecilia, eine stattliche, nicht mehr junge Prima Donna für kleinere Theater. Nachdem sie den Herbst über

auf einer Provinzialbühne ihr Publikum gehörig entzückt, bezog sie die Hauptstadt, um dort auf Anrathen der Ärzte ihre Stimme, die durch Kraftaufwand etwas gelitten, ausruhen zu lassen. Ein Marchese, ihr Anbeter, war auf Reisen gegangen, und räumte ihr vorher den größten Theil seines leerstehenden Familienpalastes für den Winter unentgeltlich zur Wohnung ein. Hier lebte sie mit ihrer jungen Nichte, welche sie wegen ihrer schönen Stimme ebenfalls für das Theater bestimmte. Geschickt wußte sie allmählich ihre Täden nach allen Richtungen auszuspinnen, um der angehenden Künstlerin recht bald das erste Engagement (*la prima scrittura*) zu verschaffen, und so wenigstens theilweise herein zu bringen, was ihr durch ihre erwerblose Ruhe entging. Der Intriguengeist einer Mamma, welche dem Gänselein Tochter einen Mann zu verschaffen sucht, ist nichts gegen jenen einer routinirten Theaterveteranin bei Verfolgung solchen Zweckes. Ungeachtet aller Abneigung gegen diese Laufbahn, mußte sich die Nichte bereits in mehreren musikalischen Akademien zum Besten der Blin-

den, Tauben, Stummen und Dummen und aller möglichen Wohlthätigkeitsanstalten auf dem Theater in einzelnen Arien hören lassen. Wegen ihrer Schönheit fand sie hier bei Naturkennern, wegen ihres wirklich gediegenen Talents bei Kunstkennern unterschiedenen Beifall. Nach mehrwöchentlichem Aus- und Eingehen verschiedener Maestri (Kapellmeister) in dem Hause ihrer Tante, ward dieser endlich Hoffnung gemacht, daß ihre Nichte als gute Priße für die Theaterwelt erklärt werden dürfte.

Mit dem zweiten Weihnachtsfeiertage werden alle Theater Italiens für die Karnevalzeit gewöhnlich mit einer Oper und einem Ballet eröffnet. Diese Epoche rückte nun zum Schrecken des Mädchens und zur Freude der Tante immer näher. Es waren nur mehr drei Wochen dahin, als der Singmeister eines Tages die angenehme Botschaft brachte, zwei Theatersensalen seyen nicht abgeneigt, sich des andern Morgens bei der Signora Cecilia einzufinden, die junge Sängerin zu hören, und falls sie den Anforderungen entspreche, wegen ihrer ersten Engagirung für ein kleines Theater mit der

Zante zu unterhandeln. Für jene, welchen das italienische Theaterwesen fremd ist, sey hier beiläufig bemerkt, daß sich in allen Hauptstädten der Halbinsel eine eigene, in Deutschland unbekanntere Klasse Menschen davon nähre, Sängern und Tänzern Engagements, und Theaterunternehmungen Künstler gegen Rabbat zu verschaffen, welche Klasse den Namen *Theaterensale* führt.

Die Nachricht des Singslehrers wurde natürlich von der Zante mit Freuden, von der Nichte aber in stiller Ergebung aufgenommen; denn was hätte auch des Mädchens Sträuben gegen den Willen ihrer sehr positiven Zante vermocht.

Am ersehnten und gefürchteten Morgen saßen beide in banger Erwartung an einer Feuerkiese voll glühender Kohlen halb erfroren da, denn das alte hochadelige Zimmer war sehr hoch, mit keinen Winterfenstern versehen, und daher nicht zu erheizen. Selbst das größte Feuer in dem großen Kamin hätte dazu nicht genügt, weshalb man diesen auch unbenützt auf sich beruhen ließ. Wie Theaterpersonen überhaupt gewöhnlich bunte Farben lie-

ben, hatte Signora Cecilia ein Paar zinnoberrothe Pelzstiefeln an. Ihr gegenüber saß die hübsche Nichte, den Strickstrumpf in den erfrorenen Händen, mit gesenkten Blicken voll Thränen, denn sie mußte eben wegen ihres weinerlichen Gesichtes eine große Strafpredigt von der Tante anhören, welche ihr mit einem Ueberfluß von Hartsinn erklärte, die Zeit des unnützen Brodessens auf Kosten der Tante sey nun vorüber, und die Nichte müsse anfangen, selbst auch Geld zu erwerben. Zugleich stellte sie dieser vor, wie ungerecht ihre Abneigung vor der theatralischen Laufbahn sey, auf der schon so viele Mädchen glücklich geworden, und reiche Heirathen gemacht hätten. Ein neuer Thränenstrom entquoll hier der Nichte schönen Augen, und wie ein Bliß folgte der Vorwurf ihrer Tante, daß sie es freilich vorzöge, einen jungen Habenichts zu heirathen, wie der Sohn des Pallastinspektors, für den sie, wie es scheine, eine alberne Neigung gefaßt. Darauf befahl die Busßpredigerin dem Mädchen, sogleich das Sacktuch über den Kohlen zu wärmen, und sich damit die rothgeweinten Augen zu trocknen, um

den Erwarteten ein heiteres Gesicht zu zeigen, während sie selbst, einen kleinen Spiegel in der Hand, sich die längeren Haare aus ihrem nicht unansehnlichen Schnurrbarte riß.

Ein kleiner Affe, den Signora Cecilia einst aus Genua mitgebracht, schaukelte sich auf der Marmorbüste einer vestalischen Jungfrau, die in der Zimmerecke stand, fragte sich und spielte mit einer alten Sandale, welche vorlängst den Fuß seiner Gebieterin schmückte, als sie Bellinis Norma gab. Auf dem Tische in der Mitte des Zimmers hüpfte ein halb nackter Papagei umher, verdrießlich zupfte er bald an einem auf rothen Laff abgedruckten Sonette mit der üblichen Unterschrift »Gli Ammiratori,« worin Signora Cecilia während ihrer letzten Theaterleistungen besungen wurde, bald an dem daneben liegenden Blatte eines Journals, worin sie eben dieser Leistungen wegen unbarmherzig mitgenommen wurde.

Vielleicht aus Ärger über die Schwierigkeit zu entscheiden, welches von beiden er vorziehen sollte, noch wahrscheinlicher aus Kälte gab er jedoch das

Zupfen wieder auf, setzte sich mürrisch zurecht, das wenige Gefieder sträubend, welches ihm noch übrig geblieben. Die alten Ahnenbilder im Zimmer, worunter es an Generälen, Kardinälen und Ministern nicht fehlte, schielten auf die ganze italienisch Wilhelm Meister'sche Scene sonderbar herab, wie entrüstet über so profanes Treiben in ihren angestammten Familienhallen. Da klingelte es an der Außenthür des Vorsaales. Erschrocken fuhr die Nichte zusammen. Man hörte die festen Schritte Kalliope's, der Dienstmagd, welche aufzumachen eilte, und einige Minuten darauf erschien der Singsmeister im Zimmer mit den zwei angekündigten Theaterensalen, Signor Febo und Signor Giulio Cesare. Keiner von beiden entsprach jedoch seinem erhabenen Namen, wie es hierlands oft geschieht, wo genug seltsame Figuren dergleichen Namen tragen. Phöbus war z. B. keineswegs goldgelockt, sondern alt, grau und einäugig; Julius Cäsar in Pelztiefeln hinkte gichtbrüchig auf Bocksfüßen mit einem Knotenstocke einher. Nach den hergebrachten wechselseitigen Begrüßungen hesteten beide Sensesale

sogleich ihre Kennerblicke auf die junge Theater-
novize, was der Tante einen Augenblick Zeit ließ,
das auf dem Tisch liegende ungünstige Journalblatt
schnell zu verbergen.

Das arme Wetter mußte auch hier, wie ge-
wöhnlich, als Eingang des Gespräches herhalten.
Man klagte über die so schnell herangefommene
Kälte, über das rauhe Klima in Italien überhaupt
im Vergleiche zu sonst. Stets aber blieben die
Augen der beiden Divinitäten auf dem Gegenstande
der beabsichtigten Unterhandlung ruhen, bis einer
endlich bat, Eugenia in einigen Sopranarien hören
zu können. Nicht ohne Zittern stellte diese sich zum
Klavier, dem Wunsche zu entsprechen. Der Sing-
meister war darauf bedacht, die möglichst vortheil-
hafte Wahl für seine Schülerin zu treffen. Allein
die Connaisseurs begnügten sich nicht damit, sondern
wählten selbst verschiedene Arien, bald ernsten, bald
komischen Inhalts, gaben dem Mädchen auch eini-
ges vom Blatte weg zu singen, um ihre Kunstfertig-
keit schärfer zu prüfen. Dem ohngeachtet schien
alles zur Zufriedenheit des Phöbus und Julius

Cäfar auszufallen. Wirklich hatte die arme Nichte auch eine wunderschöne Stimme und gediegene Singmethode entwickelt, theils weil sie es bei ihrem wahrhaften Künstlertalente beinahe nicht anders konnte, theils aus Furcht vor dem Grimme ihrer Tante.

Nach langem Hin- und Hersprechen, nach vielen Bemerkungen von Seite der Senfale über die Schwierigkeit heut zu Tage bei so guten Mitwerbern und Mitwerberinnen, Theaterengagements besonders für Debutanten zu erhalten, über die Nothwendigkeit, sich daher in solchen Fällen zu bequemen, entweder unentgeltlich aufzutreten, oder mit ganz kleinen Honoraren zufrieden zu seyn &c., schien es endlich zur Abschließung eines Kontraktes kommen zu wollen. Jebo hüstelte noch vorher, mit vieler Aufmerksamkeit ließ ihm Signora Cecilia von Kalliope sogleich ein Glas Zuckerwasser bringen. Eugenia wurde hinaus geschickt, da es der Tante Absicht war, ihrer Nichte durchaus den Preis geheim zu halten, der für ihr Engagement einlaufen sollte.

Nun ging das Unterhandeln erst weiter. Es

wurde der Tante die Wahl freigestellt, ihren Pfleg-
ling entweder auf einem bedeutenden Theater ganz
ohne Honorar aufzutreten, oder sie auf einem ganz
kleinen Landtheater während des Karnevals für ein
geringes Singen zu lassen. Ohne alles Zögern ent-
schied sich die Tante für das Letztere in ihrem ange-
borenen Widerwillen gegen das Wort: unentgelt-
lich. Nur fand sie die ihr sodann gebotene Summe
allzugering. Nachdem sie den Bietenden eine
Viertelstunde lang vorgestellt, welch' eine glückliche
Stimme, welch' eine schöne Singmethode ihre Nichte
habe, wie sie auf der Bühne Glück machen und
die Kasse füllen müsse, hätte sie dieselben mit ihrer
Beredsamkeit, beinahe schwanken gemacht; allein
sie faßten sich, und blickten sich nach einigen: tutto
va bene, ma — — ma — — einander lächelnd
an. Mit Ungestüm bestand Signora Cecilia darauf,
zu erfahren, was denn der Grund dieses satani-
schen Lächelns sey, bis sie endlich nach langem Be-
mühen herausbrachte, den Censalen sey versichert
worden, die Nichte hinke mit einem Fuße, was
sonach bei Festsetzung eines Preises für ihr Enga-

gament allerdings auch in Anschlag kommen müsse, indem es sich um keinen kleinen Übelstand bei einer Opernsängerin handle, welche vor dem Publikum zu erscheinen habe. Jetzt fiel es der Tante wie ein Schleier von den Augen. Wirklich mußte die Nichte wegen eines bösen, nun aber wieder geheilten Fußes die letzte Zeit über etwas hinken, wo sie gerade in mehreren musikalischen Akademien sang, was daher von den Sensalen sogleich geschickt benützt wurde, um ein verhältnißmäßig kleineres Honorar zu bieten, als handle es sich um ein bleibendes Gebrechen. Grimmig lächelnd versprach ihnen Signora Cecilia hierauf, sie bald von ihrem Irrthume zu überzeugen. Sie eilte in die Nebenzimmer, befahl dem Mädchen sogleich Pelzschuhe, Mantel, kurz allen Winteranzug, in welchen sie gehüllt war, abzuwerfen, und Toilette zu ändern. Vor Kälte zitternd erschien sie auch bald, auf Geheiß der Tante, vor den Sensalen ohne Haube, in einem leichten Kleide, mit bloßem Halse, bloßen Armen, fein chausfirt, und mußte vor ihnen mehrmals im Zimmer auf und niedergehen, um sie von ihrem geraden Gange

zu überzeugen. Während dessen trat eben der junge Mann ein, welchen das Mädchen gern sah; erblaßte fuhr er bei diesem sonderbaren, an Menschenhandel mahnenden Auftritte zurück; auch das Mädchen erblaßte, und erröthete, beide thaten sich aber Gewalt an, nichts weiter merken zu lassen, um den Zorn der Tante nicht zu reizen, welche schon Bästlißenblicke auf den Eintretenden geworfen hatte.

Signor Febo und Signor Giulio Cesare konnten nun nicht läugnen, daß des Mädchens Gang nicht nur weit entfernt vom Hinken sey, sondern höchst grazios genannt werden dürfe, was ihnen wirklich ein: » non e' è male « (nicht übel) abdrang.

Darauf erklärten sie sich bereit, noch zehn Skudi zuzulegen. Sogleich wurde dann die übliche gedruckte Formel für dergleichen Kontrakte zwischen Theaterunternehmungen und Künstlern mit dem gewöhnlichen Anfange: *Colla presente scrittura fatta in doppio originale* u. hervorgezogen und ausgefüllt, wie bedungen ward.

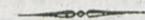
Als es jedoch zur Unterschrift von Seite des einen Senses kam, hielt er noch mit der Feder

inne, und wünschte die Nichte zu gänzlicher Sicherheit auch in einem größeren Lokale singen zu hören. Hierzu gab der große Vorsaal des Palastes die schönste Gelegenheit. Er hatte beinahe die ganze Höhe des Hauses, und da der jedesmalige Erstgeborne der altadeligen Familie, welchem der Pallast gehörte, spanischer Grand war, so befand sich an einer Wand des Saales ein roth damastener Thronhimmel auf Stufen — ein Vorrecht solcher Familien. Dieser Thronhimmel konnte nun gleichsam als eine kleine Theaterbühne benützt werden. Die Nichte mußte in den Vorsaal hinaus, sich auf jene Stufen stellen, dort wieder einige Arien aus den beliebtesten neuen Opern unter Begleitung des Klaviers, welches ihr nachgetragen wurde, singen, und nun erst erfolgte die Unterschrift des Sensals. Hier auf kam auch die Reihe an die Nichte, den Kontrakt zu unterfertigen, den die Tante aber so umbog, daß die ausbedungene Summe nicht zu sehen war. Mit zitternder Hand ergriff das Mädchen die Feder, blickte noch einmal wehmüthig nach dem erzürnt herüber sehenden jungen Manne, im schmerzlichen Be-

wußtseyn, sich von ihm bald trennen zu müssen, unterschrieb wohl den Namen, ließ jedoch eine große Thräne darauf fallen, daß die Schriftzüge in einen förmlichen Klecks zusammenschlossen, und der ganze Kontrakt neu geschrieben werden mußte, zu nicht geringem Ärger der Tante. — Hierauf erklärten Signor Febo und Giulio Cesare, die Sängerin habe in vierzehn Tagen an dem ausbedungenen Orte unter sonstigem Verluste des Engagements und Androhung polizeilicher Strafmaßregeln einzutreffen, da die Proben beginnen würden, und empfahlen sich, während der junge Mann gleichzeitig mit bleichem Antlitze hinausstürzte, in stummer Wuth sein Schnupftuch zerreißend.

So war alles zum Antritte der vorgezeichneten Laufbahn bestens eingeleitet, natürlich zum bittersten Schmerze der beiden Liebenden. Auch dieser wird sich mit der alles beschwichtigenden Zeit legen, vielleicht sogar in Freude auflösen, wie es im Leben oft geschieht, wenn z. B. die Nichte durch ihr viel versprechendes Talent in Stand gesetzt würde, ihren Geliebten zu heirathen, woran sie jetzt bei seiner

gänzlichen Mittellosigkeit nicht denken darf. Der Idealist wird solche Tröstung freilich höchst profaisch finden, wie das obgeschilderte Treiben überhaupt. Allein das Leben ist darum nicht minder wirklich so, und das Treiben in der italienischen Kunstwelt nun einmal so handwerkmäßig, wenn man es beim Namen nennen will. Es war wohl von jeher nicht besser, und dennoch bleibt z. B. italienischer Gesang jedem Sängler stets das eigentliche Vorbild, dem er nachzustreben hat, und wahrscheinlich haben wird, so lange die Welt steht! Das Ideale ist ja selbst bei solchem Leben nicht ausgeschlossen, es muß bis zu einem gewissen Grade walten, um Begeisterndes zu wecken, wie es thut; allein es darf nicht darüber hinaus, und braucht sich eben nicht in derselben Form zu zeigen, in der wir Deutsche es gewohnt sind. Selten wie Blütenstaub soll es auf Allem ruhen, um der Blume ihren vollen Duft zu geben. Ein mit Idealeem und Poesie übersättigtes Daseyn wäre zum Verzeifeln.



4. Die Wassermelone *).

(Italienisches Sittenbild.)

Ländlich, sittlich. In Deutschland wird man zu Kaffee, und wenn es gut geht, zu Thee gebeten; in vielen Provinzstädten Italiens geladen, eine Wassermelone in Gesellschaft zu verzehren, was meistens gegen Abend zwischen 7 und 8 Uhr während der heißen Jahreszeit geschieht. Bei sieben bis acht und zwanzig Grad Hitze, wo den ganzen langen Tag über sich kein Lüftchen rührt, im Stande, auch nur einen Flaum zu bewegen, wo die ganze Natur zu glühen, zu verschmachten, wie vom Schlage gerührt scheint, ist dem armen Arbeiter in diesem Lande der Genuß einer Wassermelone nach den Mühen des Tages ein wahres Labfal vom Himmel gegönnt. Auch sorgte die liebende Mutter Natur dafür, daß diese Frucht hierlands reichlich wächst,

*) Aus der Mailänder Zeitschrift Echo, Jahrgang 1835.

und um ein Billiges selbst von Armen gekauft werden kann. Man findet sie zwischen mehr und weniger die ganze Halbinsel entlang. Allenthalben dient sie dem gemeinen Volke zur Erquickung. In Städten wird sie auch schnittenweise verkauft, und zu solchem Behufe auf quer über Schubkarren ruhenden Bretern in den Straßen umhergeführt, und zwar selbst bei Nacht, wo dann auf den Bretern Papierlampen befestiget stehen. Jedoch ist die Frucht auch den Vermöglichen im hohen Sommer eine nicht minder willkommene Erfrischung. Ihr Saft kühlt mehr, als alles Eiswasser und dergleichen, den von der Tageshize abgematteten Körper. Wohlthätig belebt er wieder alle abgesspannten Lebensgeister; man erwacht zu sich selbst, bekommt wieder Ideen, deren man sonst während der Hize rein unfähig wird. Alles dieß ist keine Einbildung; man muß erfahren haben, was wochenlange, unausgesetzte Hize sey; wie ohne solche Mittel selbst der Abend keine Linderung gewährt, wo erst alles Gemäuer umher die eingesogene Tageshize von sich gibt, und sich eine bange, dumpfe Schwüle verbreitet.

Während der Tagelöhner an solchen Abenden, oft am Marmorthore des Pallastes eines Reichen gelehnt, zufrieden die Hälfte einer Wassermelone in der Hand, aus der Schale die Schüssel, aus dem Inhalte die Speise macht, diesen mit dem Löffel herauschält, den labenden Saft gierig herauschlürft, thut der Reiche oben in seinem Pallaste ein Gleiches; nur mit mehr Verfeinerung. Schon haben sich die wenigen Geladenen hiezu eingefunden. Der Hausgeistliche, ein älterer und ein jüngerer Mann. Beide Letztere ledig, die Tochter vom Hause, ein reiches, hübsches Mädchen, nicht ungerne sehend; mit der Familie verwandt genug, um durch ihren Besuch keinen Anlaß zu Gerede zu geben, und doch nicht so nahe, um das Mädchen nicht allenfalls ehelichen zu können. Mit der Initiative, welche sich in allen Ländern gleicht, d. i. mit wechselseitigen Erkundigungen über das Befinden, mit Klagen über Wetter und Hitze, beginnt das Gespräch. Denen, welchen das Leben im Ganzen zu kurz vorkommt, mag die Zeit in solchen Augenblicken gewiß lang genug seyn. In der Provinz ist man in die-

fer Art von Langeweile bedeutend weiter vorgeschritten. Dort weiß der Hausgeistliche einige kleine Stadtvorfälle zu erzählen, die gehörig durchbesprochen werden, obschon die heutigen den gestrigen auf ein Haar gleichen. Auch wird ein und der andere Bekannte beiläufig ins Lächerliche gezogen, worin die Damen mit anmuthig grausamer Eloquenz nicht zurückbleiben. Der ältere Herr hatte sich neben die Tochter des Hauses zu setzen gewünscht, während diese, selbst jung und hübsch, lieber den jüngern Gast, gleichfalls jung und hübsch, neben sich hätte. Unter dem Vorwande, im Saale sey es allzu dunkel, weiß sie listig den Fensterladen etwas zu öffnen, so daß ein grell leuchtender Sonnenstrahl gerade auf ihren ältern Nachbar fällt. Alsogleich zog sich dieser unter dem Vorwande zurück, das Sonnenlicht blende ihn zu sehr; eigentlich aber, weil er bei seinen noch stets hartnäckigen Ansprüchen auf Jugend, seine zahlreichen grauen Haare keiner unangenehmen Beleuchtung aussetzen wollte; wie Vulvers Pelham gerne ein gewisses schräges Licht mied, welches die häufigen Falten seines Gesichtes mehr in Evidenz

brachte. Wirklich hatten auch die weißen Haare jenes nichts weniger als jungen Gastes angefangen, in gräßlicher Glorie zu blißen, zu nicht geringer Freude des Mädchens und des wohlgelittenen jüngern Gastes. Dieser hatte nichts zu fürchten, und rückte demnach schnell an die leer gewordene Stelle, ohne daß die Mutter des Mädchens füglich etwas dagegen einwenden konnte, so sehr sie auch den ältern Herrn, wegen eines großen Vermögens, als Eidam wünschte und der Tochter angenehm zu machen suchte.

Allein Liebe fragt nicht nach Reichthum, wie Reichthum oft nach Liebe. Ganz natürlich war dem Mädchen daher der jüngere, obgleich weniger Bemittelte, lieber, als der ältere Crösus! — Inzwischen waren die zum Genusse bestimmten zwei Wassermelonen aus dem frischen Brunnen herausgezogen, worin sie drei volle Tage hingen, um den möglichsten Grad natürlicher Kälte zu erlangen.

Bald erschienen sie auf runden Mahagonibrettern, von dem Bedienten getragen, im Saale. Die kleineren Kinder des Hauses tanzten jubelnd davor

einher, singend in freudiger Begierde nach dem Genuße, Melonenranken in den Händen, so daß das Ganze einem kleinen Bachantenzuge glich, dem nur noch Panther, Tiger und Evoes fehlen! — In die eine der beiden Melonen, für die Männer bestimmt, wird früher durch eine angebrachte Öffnung Liqueur eingelassen, worauf die Frucht einen Augenblick stehen bleibt, damit das Melonenfleisch den Geist einsauge. Inzwischen wird das andere Stück ohne Liqueur, für die Damen und Kinder gehörig, sorgfältig zerschnitten, was bald nachher auch mit der ersten Melone geschieht. Es rauchen die Schnitten förmlich vor Kälte in der warmen Luft. So währt es nicht fünf Minuten, daß ein Jeder aus der Gesellschaft schon theilhaft, in voller Arbeit vor seinem Teller sitzt; sogar die Wärterin mit dem kleinsten der Kinder vom Hause, welche sich unterdessen eingefunden.

Essen und trinken ist ein Grundbedürfnis der Menschheit! Dieß wird wohl kein Skeptiker in Abrede stellen. Nicht uninteressant ist es aber, zu beobachten, wie der Mensch überall und zu allen

Zeiten auch die Freuden der Geselligkeit für Lebensverschönerung daran zu knüpfen sucht. Die Symposien der Alten, die Bankette der Ritter, die Prunktafeln der Großen, wie das festliche und freundschaftliche Mahl und das Diner im heutigen Privatleben zeugen hievon. Erzählt nicht Göthe, wie er in seiner Jugend oft von einem Freunde in Frankfurt a. M., der Rathsherr war, geladen wurde, mit ihm einen Rathshafen in guter Gesellschaft zu verzehren?

Als ein edlerer, das Leben mehr verschönernder Genuß wird freilich das weniger materielle Trinken angesehen! Die Trinklieder so vieler Nationen bestätigen dieß. Bei dem Engländer, Franzosen und Italiener, Russen und Polen nähert es sich doch wohl mehr der Schwelgerei. Besonders in England wird es vollends systematisch betrieben, wo es eigentlich nach der Mahlzeit beginnt, und sich die Damen eigens zurückziehen müssen — ein Zeichen nicht immer, daß die Männer, wie sie vorgeben, Politik verhandeln, sondern, daß sie von Dingen reden wollen, welche zu hören, Frauen nicht ziemt.

Dem Deutschen dürfte vielleicht vor allen andern Nationen das Trinken im edleren Sinne eigen seyn, er entfaltet dabei sein ganzes edleres Selbst. Die Äußerung, wo wir nicht irren, des Försters in Ifflands Jägern: — »Wem bei einem Glase guten Rheinweins das Herz nicht aufgeht, der ist kein guter Mensch,« — hat etwas echt Deutsches! Sie zeigt, wie der Deutsche seiner Natur nach mit dem Trinken bessere Empfindungen der Aufrichtigkeit, der Freundschaft, des Wohlwollens und dergleichen verbindet.

Darum ist das bekannte Trinklied von Claudius: — »Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsere Neben!« — wohl ein Ideal deutsch nationeller Dichtung. Eigentlich sollten die Franzosen mit all ihren herrlichen Weinen hierin eben so den Ton angeben, wie in Hauben und Chemisetten. Ihr Bordeaux — jener König des Nebensaftes — sollte sie wohl dazu begeistern! —

Doch, wie gerathen wir plötzlich von den Wassermelonen zur Weinflasche! — Verzeihung für diesen allzugroßen lyrischen Absprung! Schnell wie-

der zu unserer Melonen-Gesellschaft. Mit jedem Wissen fühlt sich alles mehr erquickt und gesprächig. Es fehlt nicht an Blicken zwischen dem Mädchen und dem jungen Manne. Unter der Jugend besteht eine Art kleiner Freimaurerei; man macht sich einander bald durch Zeichen verständlich, die dem Ungeweihten null sind. Ubrigens ist es auch wohl mitunter nichts Geringses, wenn man von schönen schwarzen italienischen Augen angeblickt wird. Es wird einem dabei bis über die Ohren heiß, als wären es zwei schwarze Sonnen.

Es fehlt auch nicht an kleinen Koketterien von Seite des Mädchens. Verschiedenemal läßt sie ihr Tuch von der kleinen seidenen Hauschürze, wie aus Versehen, herunter gleiten, damit es aufgehoben werde, und dem einen Aufhebenden mehr gedankt werden könne, als dem Andern. Dergleichen geschieht sogar mit einer Melonenschnitte. Sie gelangt jedoch nicht bis zur Erde; behende wird sie noch bei Zeiten von dem jungen Nachbar mittelst der eigenen Schürze des Mädchens aufgefangen. Lohn dafür war ein schüchternes »Grazie«,

mit dem Beisatze, dieß verdiene mehr, und unvermerkt wird von ihrem Teller mit niedlichen ringgezierten Fingern auf den Teller des Verdienstvollen zu weiterm Lohne eine angegänzte Schnitte geschoben, worin die hübschen Zähne der Geberin eingedrückt waren. Ein ernster, mahnender Blick der Mutter ist die Folge, denn solche Gerechtigkeitsliebe findet bei der Ehrenhüterin keinen Anwerth. Der Betheilte ist rein anderer Meinung. Auch der ältere Nachbar verlangt scherzend gleiche Gunst; allein man schiebt ihm, gleichfalls scherzend, eine andere Schnitte hin, woran nichts als bloße Rinde ist. Ältere Männer können Weibern gefallen, wie Jüngere, wenn sie Geist haben und verstehen in all ihrem Benehmen stets eine gewisse männliche Haltung und Würde zu bewahren. Verfehlen sie dieß aber, und wollen es der Jugend gleich thun, so sind sie verloren. Ein Gerne groß ist lächerlich, ein Gerne jung aber doppelt! — Gleichwohl aber war selbst jene magere Gunstbezeugung gegen den Ältern dem Jüngern nicht recht. Dieser fing an ernst zu werden, und sein Antlitz war

von einer kleinen Miene der Eifersucht nicht frei. Das Mädchen bemerkte es, lächelte, und hätte den Scherz sogleich weiter getrieben, wäre der Wagen nicht angesagt worden; denn die Stunde schlug, um auf den Corso zu fahren. Die Damen verloren sich daher, ihre Toilette zu richten. Auch der Herr vom Hause zog sich zurück. Von diesem thaten wir bisher noch keine Erwähnung, und werden es auch fernerhin nicht thun, da von ihm, wie von so manchem Familienhaupte unter den hiesigen Reichen, nichts zu sagen ist, als daß er Padrone di Casa heißt, und existirt.

Alle diese kleinen geselligen Vorkommnisse und Mäncen wiederholen sich im täglichen Leben gar oft. Ihre Beobachtung aber unterhält stets wieder aufs Neue wie uns das liebe Brot immer schmeckt, obschon wir es täglich genießen. Es sind Scenen, die ganz wohl in einem Lustspiele vorkommen können. Ein gutes Lustspiel soll ja dem Leben entnommen seyn.

Nun hat sich alles zur Abfahrt angeschiedt. Neuerdings wirft das Mädchen einen Blick auf

den Grollenden, und als sie ihn noch ernsthaft sieht, fährt sie, ihrer Sache gewiß, in der früher begonnenen Neckerei weiter fort.

Sie hängt sich sogar lachend in den Arm des ältern, vermeintlichen Nebenbuhlers ein, um sich die Treppe hinunterführen zu lassen. Knirschend muß der Jüngere daher den Arm statt der Tochter der Mutter reichen, während der Erstere, ganz wonnetrunken, vor Entzücken bald über seine endlosen schwarzen Schraubspornen fällt.

Indessen ist das südliche Abendleben in den Straßen überall erwacht. Klappernd gehen alle Jalousien auf. Die Kaffeehäuser bevölkern sich, die Zeltdächer auf den Balkons werden eingezogen, Wagen rasseln nach dem Corso hin, Straßenjungen heben den gewohnten Lärm an. Heimkehrende Arbeiter, den Rock über die Schultern gehängt, singen Opernarien u. Jetzt wird das Kleine auf dem Schooße der Wärterin gewahr, die Mutter sey nicht mehr da. Es fängt an Zetter zu schreien, zu weinen; vergebens sucht es die Wärterin zu beschwichtigen, ordnet ihm die schwarzen Melonen-

5. Die Theaterloge.

(Abendskizze*).

Eine regnerische Winternacht. Der Wagen rollt vor's Theater. Der Schlag geht auf, polternd fällt der Wagentritt. Ein Ehepaar steigt eilig aus, schlüpft in den Eingang, um der Kälte nicht lange ausgesetzt zu bleiben, wohl verhüllt, das Schnupftuch vor dem Munde. In der Vorhalle geht der Weg durch ein Gedränge Müßiger und Neugieriger, welche die Ankommenden mustern. Der Herr Gemahl, ein ällicher Mann, schreitet bequem hindurch, ohne sich an die Gaffer zu kehren, seine junge hübsche Frau am Arme. Lieblich, in elegantem Kopfspuze und Mantel, rauscht sie ihm zur Seite; mit gesenkten Blicken schielt sie nur bisweilen verstohlen seitwärts, um zu erkennen, wer sie denn eigentlich ansehe. Dieß bleibt nicht aus.

*) Aus dem deutschen Echo in Mailand.

Ein *Corpo di Bacco*, che bella faccia! nach dem andern, klingt ihr aus dem Chor junger Leute nach, während sie die Treppen hinan nach den Logengängen geführt wird. Man beneidet den alten Mann um den Besitz eines solchen Kleinods, bewundert die elegante Gestalt, den hübschen Fuß. Sie mag es wohl hören, und zürnet nicht, wie jede Frau, wenn das Lob ihr gilt. — Der Bediente ist indes voraus geeilt, hat die Loge aufgesperrt, die Vorhänge geöffnet. Dreimal schlägt er mit dem Tuche auf die Logenbrüstung, gleichsam um symbolisch anzudeuten, daß es seine Pflicht wäre sie abzustauben; legt den Fußsack für seine Gebieterin zurecht, guckt noch schnell mit Neugierde ins Parterre hinunter, und zieht sich ehrfürchtig zurück, als seine Herrschaft eintritt. Ruhig nimmt die junge Frau ihren gewöhnlichen Sitz ein, wirft den Mantel zurück, auf daß der Glanz' ihrer Toilette sichtbar werde, welche sie mit flüchtigen Blicken mustert. Gähnend sitzt der Herr Gemahl gegenüber im Übermaße häuslichen Glückes. Die Logenherrinn findet es zu warm im Theater, sie

wirft auch ihren Shawl ab, behält bloß den Boa, denn sie hat hübsche weiße Schultern, welche sich unter dem Schwarz der Pelzschlange um so reizender ausnehmen. Die Oper hat längst begonnen. Gleichgültig wird das Doppelperspektiv zurechtgeschraubt, bald nach dieser, bald nach jener Loge, nach dem Parterre, auch wohl nach der Bühne gesehen, auch wohl nur das Perspektiv hingerichtet, um unter solchem freier in's Parterre hinunter zu blicken. Kaum ist der Stern am Logenhimmel entdeckt worden, als sich wieder eine Menge anderer Perspektive neugieriger Astronomen hinan richten. Es währt nicht lange, ist Einer davon, bereits von dem Sterne mächtig angezogen, in der Loge angelangt. Halb verdrießlich beklagt sich die junge Frau gegen ihn über das gefüllte Haus, über die hiedurch verursachte Hitze, über das zu zeitliche Anfangen des Theaters, daß man den Löffel kaum aus dem Munde, gleich dahin eilen müsse, um die Scene des Tenors nicht zu versäumen, welche eigentlich das Erträglichste in der ganzen Oper sey; daß man nicht einmal Zeit habe, seine Toilette zu ma-

chen, und was dergleichen Kalamitäten mehr sind. Der Herr Gemahl, froh über seine Erlösung durch irgend einen Gast, hat sich unterdessen aus der Loge gestohlen. Da verstummt plötzlich das Geplauder im ganzen Theater, denn der Tenor erscheint, ein wohlgebildeter junger Mann mit kräftiger Stimme. Unter lautem Geflatsche, besonders von kleinen weißen Damenhänden, wird er empfangen! Auch unsere junge Frau hört andächtig zu, ohne zu gewahren, wie sich mitterweile ein Gast um den andern in der Loge eingefunden.

Beim Erwachen aus diesem schönen musikalischen Traume ist sie daher beinahe überrascht, ihre Loge voll zu sehen. Ein jeder sucht ihr auf andere Weise zu huldigen. Dieser bringt ihr eine Düte voll Zuckerwerk, jener will sie in ihrem heutigen Anzuge besonders reizend finden, was sie lächelnd mit einer Verneigung aufnimmt, sich nochmals anmuthig beisehend. Ein dritter kündigt ihr auf heute Abends in der Loge den Besuch einer Cousine mit ihrer sechzehnjährigen Tochter an, welche des Morgens aus der Pension getreten, diesen Abend zum erstenmal

in ihrem Leben in's Theater geführt ward. Hierbei gibt er schalkhaft zu verstehen, daß bereits ihre Verheirathung mit einem reichen jungen Manne aus der Provinz im Werke sey, unter thätiger Mitwirkung der respectiven Vasen und Hausfreunde (was in der italienischen Kunstsprache » combinare un matrimonio « heißt). Da eben von Heirathen die Rede war, bemerkt ein Anderer, es befinde sich heute eine erklärte Braut im Theater. Sogleich blickt Alles hin, und sieht dort wirklich ein schönes Mädchen von ungefähr 17 Jahren sitzen, nach Landesbrauch in weißem Anzuge mit einem weißen Schleier geschmückt; sie soll Tags darauf mit einem siebenzigjährigen Kröfus getraut werden. Einige bedauern das junge Geschöpf, daß es dem Alten anheim falle. Andere preisen sie glücklich, und zählen rühmend die kostbaren Brautgeschenke an Pug und Schmuck auf, welche sie von ihm erhielt, und bemerken, welch glänzendes Loos sie nun erwarte, indem der künftige Gatte doch nicht mehr so lange leben könne, und sie dann wahrscheinlich kinderlos, unumschränkt Eigenthümerinn eines Vermö-

gens von einer Million Lire bleibe, welches, die Interessen auch nur zu $3\frac{1}{2}$ Prozent gerechnet, wie man hier gewöhnlich bloß erhält, ein jährliches Einkommen von 35000 Lire gebe, mit welchem sie dann leicht nach ihrem Wohlgefallen einen zweiten Mann finden könne. — Jemand aus der Gesellschaft will übrigens behaupten, der Bräutigam sey höchstens 65 Jahre alt; er findet jedoch allgemeinen heftigen Widerspruch. Es wird viel darüber hin und her verhandelt, wie über eine Haupt- und Staatsaktion, bis die Frau vom Hause der Diskussion ein Ende macht, indem sie auf den Ausdruck eines andern alten Herrn verweist, der mit dem Bräutigam erzogen ward, als täglicher Besucher ihrer Loge nicht lange ausbleiben werde, und den Streit folglich am besten entscheiden könne. Der Behauptende ist es zufrieden, und er bietet sich für den Fall, als er Unrecht behielte, die ganze Gesellschaft mit Gelati (Gefrorenen) auf seine Kosten zu bewirthen.

Während dieser schönen Zusicherung tritt das heißersehnte gepuderte Drafel wirklich ein, und ent-

scheidet — auf hastiges Verlangen Aller — der Fräutigam sey über 70 Jahre alt, denn er müsse einige Jahre mehr haben, als der Orakelsprecher selbst. Unverzüglich stürzt einer fort, um die Gelati zu bestellen, die Übrigen heben ein lautes Gerede, Händeklatschen und wieherndes Gelächter vor Freude an, daß der Verlierende zahlen müsse, über welchen Lärm ein eben so lautes unwilliges Zischen, sogar ein Pfiff aus dem Parterre nach der Loge heraufschallt; verlegen unterläßt die Frau vom Hause nicht, der Gesellschaft ihren Ungeßüm mit der Bemerkung zu verweisen, man werde die Loge in den Ruf einer Gabbia di matti (eines Narrenkäfigs) bringen. — Es war eine kleine echt italienische Scene, weiter nichts bedeutend, als südliches Leben und Feuer.

Inzwischen war der erste Akt der Oper vorüber, der Vorhang gefallen, und die Gesellschaft verzehrte munter die angelangten Gelati, worauf sie sich allmählich erneuerte. Denn wer zunächst an der Dame sitzt, empfiehlt sich nach Landesbrauch, sobald ein neuer Ankömmling eintritt, für den kein Platz mehr ist; dieser nimmt dann den nächsten Sitz ein, wäh-

rend die anderen gegen die Frau vom Hause nachrücken. Gewöhnlich folgt nach dem ersten Akt der Oper ein großes ernstes Ballet, dann der zweite Operakt, und den Schluß macht ein kleines komisches Ballet. Dießmal kam jedoch Letzteres zuerst, und das große Ballet zuletzt, wie oft geschieht, weil es mindern Anwerth gefunden hatte.

Kaum geht der Vorhang auf, als die Loge plötzlich von einem Schwarm junger Elegants, mit Backen-, Schnurr-, Knebel- und Bocksbart gefüllt wird.

Lächelnd empfängt sie die Frau vom Hause, mit dem Bemerken, sie wisse wohl, daß der Besuch nicht ihr, sondern, wegen der Nähe ihrer Loge an der Bühne, den Ballettänzerinnen gelte, welche bereits in interessanten Verfechtungen durch einander schwebten. Halb verlegen, halb lustig, suchen sich die jungen Leute darüber zu rechtfertigen. Einer davon mochte der liebenswürdigen Busypredigerin etliche Galanterien zugespelt haben, die sie nicht ungern zu hören scheint. Es war, beiläufig bemerkt, ein sehr hübscher Mann, und obschon in

Italien die eigentlichen Cavalieri serventi abgenommen haben, ist das Hofmachen darum fürwahr nicht selten. — Über eine jede Tänzerinn wird etwas bemerkt, an einer sonst, besonders hübschen, stellt man die ungemein großen Zähne aus, und behauptet, daß, als sie sich jüngst einen reißen ließ, daraus für ihre Anbeter zwölf kleine Schnurrbartkämme verfertigt werden konnten. — Ein wahres Gleichniß im Style Ariost's, der seine Ritter kämpfen läßt, daß die Lanzensplitter himmelan fliegen, und, in Sterne verwandelt, oben am Firmament verbleiben! — Das Ballabile ist zu Ende, der mimische Theil des Ballets beginnt, und die hocksbärtigen Logenbesucher verlieren sich; nur der Eine bleibt, in schmeichelhafter Gewißheit, nicht unwillkommen zu seyn; denn die Dame sah ihn seit heute Morgens nicht, und hat ihm daher natürlich eine Menge zu sagen. — Uebermals verändert sich allmählich die übrige Gesellschaft. Die beliebte Iniziative: » Come sta? sta bene?« und die stehende Antwort darauf von des Befragten Seite: » Grazie, bene, e Lei? ertönt ein Duzendmal. An Neuigkeiten fehlt es

nicht. Der Eine erzählt die prima donna habe sich heute so sehr mit dem Theaterunternehmer streiten müssen, daß sie bald nicht hätte auftreten können; ein Anderer, der erste Bassänger habe sich jüngst so unartig gegen das Publikum auf der Bühne benommen, daß er es kaum anders als durch eine öffentliche Abbitte werde besänftigen können, zumal als er sich seine Heiserkeit, die ihn zu singen hindere, dadurch zugezogen, daß er eine Kaufmannsfrau, welcher er den Hof mache, auf den Ball begleitet, und sich hiebei durch zu vieles Tanzen muthwillig erkältet habe. Ein Dritter versichert, so eben sey vor dem Theater ein Hund überfahren worden, der seinem Herrn dreißig Dukaten gekostet hatte, u. s. w. — Ein weiser Herr mit Brillen weiß auf alles Bescheid zu geben. Die Frau vom Hause fragt z. B. warum die Loge Nr. 5 im zweiten Range mit Bretern verschlossen sey? er antwortet, daß der Eigenthümer vor einigen Tagen gestorben, und sein bedeutendes Vermögen zur Hälfte dem Spital, zur andern Hälfte weitschichtigen Verwandten auf dem Lande hinterlassen habe. Die Frau vom Hause

frägt, warum in Nr. 11 vierten Ranges die Logenvorhänge zu seyn? sogleich erfolgt die Antwort, daß die Besizerinn eilends nach einer Provinzstadt zur ihrer verheiratheten Tochter berufen wurde, welche in den Wochen gefährlich krank liege.

Auch das Ballet war nun vorüber, der zweite Akt der Oper hat begonnen, und der alte Herr, welcher vorher das Orakel abgab, mahnt mit noch zwei andern, daß es Zeit sey, nun die gewohnte Partie Tarok zu machen. Der Bediente kommt herein, bereitet den Tisch und Lichter. Man setzt sich zum Spiele. Da kein vierter Sachkundiger vorhanden ist, bequemt sich die Frau vom Hause aus Artigkeit mitzuspielen.

Der Herr Gemahl, der schon früher wieder in die Loge zurück gekommen war, eine Weile mit seinem Ragionato di Casa (Hausbuchhalter) von Geschäften sprach, hatte sich darauf in einem Winkel zurecht gesetzt, und schnarchte während des Spieles und während einer hinreißenden Arie der prima donna, wie eine Bretermühle! — Es gehet weiter, er träumt; zuerst murmelt er von den Num-

mern 7. 13. 26. als leidenschaftlicher Lotteriespieler, wahrscheinlich von einem Lerno. Alles lacht, die Frau von Hause mit. Er spricht wiederholt im Traume den Namen Marietta seufzend aus. Die Gäste verbeißen das Lachen. Seine Frau heißt nicht Marie. Obschon gleichgültig über die Sache an sich, ist es ihr doch unangenehm, den Herrn Gemahl hiedurch zum Gespötte werden zu sehen. Als sie ihm vergeblich zuruft, um ihn aus dem Schlafe zu wecken, er aber immer fortschnarcht, nimmt sie endlich unwillig ihren Boa vom Halse, unter dem Vorwande, es sey ihr zu heiß, und wirft das Pelzstück so geschickt, daß es seine Nase streift, und er darüber aufwacht.

Es fällt ihr bei dieser Gelegenheit eine Spielkarte unter den Tisch. Pfeilschnell hebt sie der daneben sitzende Anbeter der Dame auf, und weiß dieß gewandt zu benützen, um ihren zierlichen Fuß mit den Lippen zu berühren. Wohl fühlt sie das sanfte Stechen des Schnurrbartes durch den feinen durchbrochenen Strumpf. Erröthend schreckt sie etwas zusammen, thut weiter nichts dergleichen,

denn Niemand hatte etwas bemerkt; sie spielt aber in der Verwirrung ganz falsche Karten aus, zu nicht geringer Freude ihres Gegners, eines alten Herrn, den Gott Amor so einige Points gewinnen ließ.

Unter stetem Wechsel von Logenbesuchern war die Oper vorüber gegangen, die Partie Tarok aufgehoben, und auch das große Ballet seinem Ende nahe. — Die Frau vom Hause sieht wieder den Tänzern zu; da tritt ein junger Provinzial-Fashionabel ein, ebenfalls mit dem gehörigen Barte gleich einem Regiments-Lambour geziert, mit langen Haaren, Brillen, in einem Pefesch voll Schnüre, aus dessen Sacke der lange Zipfel eines bunten Seidentüches nebst einem Pfeifenrohr heraus guckt. Mit gekünstelter Freundlichkeit wird er von der Frau vom Hause begrüßt; sie findet ihn vortrefflich aussehen, obgleich die Loge finster ist, und sie ihr Gesicht kaum von der Bühne wendet. Bald darauf erscheint auch die längst angekündigte Cousine mit ihrer Tochter, einem wunderhübschen Kinde. Eine knospende Schönheit voll schüchterner Glut und

feenhafter Anmuth, wie sie nur der glückliche Sünden hervorzaubert. Eheu blickt sie in der Loge voll Männer umher, starrt dann verlegen auf den Blumenstrauß in ihrer Hand, und setzt sich auf den ihr angebotenen Platz voran in der Loge, während die Mutter mit ihrer Cousine Wichtiges und Geheimnißvolles zu verhandeln hat. Kein Auge wendet das Mädchen von der Bühne. Man sieht ihr den lieblichen Kampf zwischen Neugierde und Schlaf an, denn längst mag die Stunde vorüber seyn, wo sie gewohnt war in der Erziehungsanstalt zu Bette zu gehen. Nun kommt die Schlußscene, eine Feuersbrunst vorstellend, das Lieblingsende bei ernstern italienischen Balleten, wo gewöhnlich Feuer und Wasser herhalten müssen. Der Widerschein der Flammen wirft magisches Licht auf die reizenden Damen. Ihre edlen italienischen Züge erscheinen wie in der Verklärung! — Nun wird der Wagen angesagt. Man hilft der Dame zuerst den Gattenwecker Boa, dann den Shawl, endlich den Mantel umnehmen. Sie empfiehltsich mit einem Knir, scheidet unter Küßen von den beiden andern Damen,

hängt sich munter in den Arm, nicht des Gemahls, sondern in jenen des wohlgesehenen jungen Mannes ein; und eilt hinab ihrem Wagen zu, der bald vorfährt; der Bediente ruft »a casa« — und die Erscheinung ist verschwunden.

Am Tags darauf war es kein Geheimniß mehr, daß gestern Abends im Theater die Verlobung des sechzehnjährigen Mädchens mit dem beschriebenen reichen Provinzfashionable in einer andern Loge beschlossen ward. Armes Geschöpf! kaum aus der Pension, schon in's eheliche Joch! Wo blieb dein Frühling? Er kömmt eben erst mit der Verheirathung.

Welch ein leeres, frivoles Theaterleben! wird sich vielleicht mancher Fremde denken. — Warum leerer und frivoler, als manche Kaffeegesellschaft, und vollends mancher Liederthee in Deutschland, wo man den Geist oft gleich einem Pechfuchen mühsam peitscht, bis er einige spärliche Funken gibt; man versuche dieselbe Oper, sey sie noch so vortrefflich, dreißigmal hinter einander zu hören, und man wird ihr gleich den Italienern am Ende keine gespannte

Aufmerksamkeit schenken können; man wird gleich ihnen das Theater mehr bloß als Vorwand des Zusammentommens ansehen. Logengesellschaften haben den Reiz, daß man seine Zeit zwischen Zuhören, Zusehen, Sprechen und Schweigen nach voller Bequemlichkeit theilen kann, ohne gegen irgend eine Rücksicht anzustoßen. — Sogenannte geistreiche und interessante Unterhaltungen sind ihrer Natur nach nicht für alle Tage. Sie ermüden in die Länge, statt das Leben zu verschönern. Gewürz, Zucker und Salz erhöhen den Reiz der Kost, zu häufig genossen aber stumpfen sie den Gaumen ab, und werden zum Ekel. Mag auch mancher Abend, so zugebracht, noch alltäglicher ablaufen, als der geschilderte; mag auch bisweilen auf manche Loge Dantes Inschrift über den Eingang zur Hölle passen: *Lasciate ogni speranza voi che entrate* (verzichtet auf alle Hoffnung euch zu unterhalten), so gibt es doch wieder Augenblicke, wo man auch in der Loge ein eben so interessantes geistreiches Wort mit verständigen Leuten wechseln kann, wie in den ersten Salons » der *Comités sociales*, « um sich

eines französischen Modeausdrucks zu bedienen; langweilt man sich übrigens in einer Loge, so geht man in eine andere u. s. w. — Oft ist es Bedürfniß, sich auch nur vom alltäglichen Leben mit seinen Eindrücken gleichsam, wie von der frischen Luft, anwehen zu lassen. Auch dieß erquickt, gibt ein gesundes Daseyngefühl und verschönert das Leben. Geistreiches muß sparsam genossen werden, um die echte Wirkung zu thun. — So mag es ungefähr schon vor hundert Jahren in italienischen Logen angesehen haben, so dürfte es noch manches Jahrhundert hindurch aussehn, denn nichts ist bei den Italienern so unerschütterlich, als die Macht der Gewohnheit im geselligen Verkehr! Und wäre der jüngste Tag ein jüngster Abend, fände er die Kinder Ausoniens wahrscheinlich im Theater beim Anhören irgend einer Cabaletta der Prima Donna, oder einer Tenor = Arie!

6. Das Salongespräch am Meere*).

Wenige Miglien südlich von Livorno, hart am Meere, bewohnte Camilla ein anmuthiges Landhaus, welches sie als Fremde für die schöne Jahreszeit gemiethet hatte. Vom Strande war es bloß durch einen in Terrassen aufsteigenden Garten getrennt, mit niedrigen Myrthen-, Orangen- und Lorbeerhecken geziert. Das Ganze umthürmten auf echt italienische Weise einige schlanke Cypressen. Als reiche junge Frau, hübsch, geistvoll und elegant, wußte Camilla ihren Salon bald zum Sammelplatze alles Interessanten zu erheben, was an Reisenden Livorno besuchte. So saß sie eines Abends eben im Kreise einiger junger Männer aus den gebildeten Nationen Europas, während auf der See ein fürchterlicher Sturm tobte, der unter Donner und Blitz die schäumenden Wogen bis gegen die Gartenmauern hinanpeischte.

*) Aus der Mailänder Zeitschrift Echo, 1835.

Diener waren ins Zimmer gestürzt, um Fenster und Läden wohl zu verschließen, und der Gesellschaft den grausen Anblick des wüthenden Meeres, der leuchtenden Blitze zu verbergen. Es galt einen Abschiedsbesuch der Gäste, welche alle ihre Abreise auf den folgenden Tag bestimmt hatten. Für Camilla, sonst die liebenswürdigste Frau vom Hause, wäre dieß ein doppelter Grund gewesen, die Unterhaltung noch zuletzt recht freundlich zu beleben. Allein sie vermochte sich nicht zu fassen, änderte fortwährend die Farbe, und war außer Stand, das jeden Augenblick durch Donnerschläge unterbrochene Gespräch wieder aufzunehmen! — Drei Nothschüsse eines Schiffes wurden gehört, dumpfes Geschrei erscholl, und aus der nahen Kapelle wimmerte das Sterbeglöckchen, welches geläutet wird, so oft ein Schiff dem Untergange nahe erscheint. Die Seeleute darauf, die jede Minute ein Raub des Todes seyn können, sind ja wie Sterbende anzusehen; bleich und bewegungslos saß Camilla auf ihrem Sopha, Thränen perlten in ihren schönen Augen, zitternd faltete sie die Hände, wie zum Gebethe. Da ward

es todtenstill im Kreise. Die Luft im verschlossenen Zimmer ward immer schwüler, und vom Grund aus erbehte das Haus unter Donner und Sturm. Mäuschend bogen sich die Bäume, und Blizesleuchten drang durch die Ritzen der Fensterladen wie Höllelicht herein. Uebermals ein krachender Donnerschlag, und längs der Küste Geheul! Camilla sprang vom Sopha auf, sank aber sogleich wieder zurück, und behielt nur noch so viel Kraft, um an der Glocke zu reißen, und dem hereinstürzenden Diener in unzusammenhängenden Worten aufzutragen, über das eben Geschehene Kunde zu bringen. Was sie geahnet, war nur zu wahr; in wenigen Minuten kam die Nachricht, ein türkisches Schiff sey an die Küste geschleudert worden, und beinahe zerschmettert, die Besatzung jedoch sey sämmtlich gerettet! Nun begann Camilla erst freier zu athmen, ihr schönes Antlitz klärte sich wie ein reiner Mondhimmel auf. Sie gab sogleich die nöthigen Befehle, um den Verunglückten die dringendste Labung zu gewähren. Indessen hatte sich der Sturm bedeutend gelegt, denn er war bloß Folge einer vorübergeeilten Wet-

terwolke, und da der eigentliche Schrecken doch nur Sache weniger Augenblicke war, so konnte sich Camilla wieder bald erholen. Die Herren werden mir diese Unterbrechung verzeihen, sprach sie erheitert zur Gesellschaft. Wie so viele amerikanische Familien, verdankt auch die meine all ihren Reichthum dem Seehandel; aber ach! ich verlor einen Vater und zwei Brüder zur See, ich bin Wittin eines Seefahrers, den ich stündlich von einer Fahrt aus der Levante hier erwarte. — Kein Wunder daher, wenn ich im Innersten erbebe bei jedem Sturme, bei jedem Schiffbruche, dessen grausen Schall ich von Jugend auf kenne, und wie sie eben sahen, nur zu wohl unterscheide! Wer so alles Glück und Unglück vom Meere empfing, das Theuerste auf dem Meere weiß, der allein fühlt das furchtbar Erhabene jenes Elementes. Dennoch zieht mich ein geheimnißvolles Etwas, Küsten zu bewohnen, wie es in der Fabel heißt, daß man sich zum Drachen eines Ungeheuers unwiderstehlich gelockt fühlt, ob schon es uns zu verschlingen droht.

Die Fenster konnten nun wieder geöffnet wer-

den, ein recht unitalienischer, frostiger Seewind wehte herein; der Theetisch, welcher eben ins Zimmer gebracht wurde, war daher eine recht willkommene Erscheinung mit seinem wärmenden Getränke. Die Frau vom Hause, mit ihrer hübschen weißen Hand, begann sogleich das Amt der Hebe. Durch einen sonderbaren Zufall beschränkte sich ihre Gesellschaft diesmal gerade bloß auf einen Engländer (Gilly), einen Franzosen (Vorville), einen Italiener (Goli) und einen Deutschen (Eckhart).

Es war ein fürchterlicher Sturm, hub einer von ihnen an, ein wahres Sinnbild unserer Zeit! In der Ideenwelt und Literatur, meinen Sie, fiel Eckhart ein. Wie Ihr Deutschen doch gleich alles auf Lesen, Schreiben und Philosophiren bezieht, entgegnete Camilla lächelnd, indem sie die Tassen füllte, und umherreichte. — Ich liebe die Stürme, rief Vorville mit allem Enthusiasmus der jeune France aus! Sie verheeren, aber befruchten! Also wäre alles Bedenken gegen die Stürme sogleich gelöst, sprach Camilla zu Eckhart. Ob aber mehr

Gutes als Böses daraus entstehe, war des bedächtigen Deutschen Antwort, das ist die Frage.

Goli konnte sich nicht enthalten, über diesen Salto lirico zu lächeln. Corville, hiedurch gereizt, vielleicht auch auf seine Freundschaft mit ihm bauend, nahm die Sache, als gäbe Goli keinen Zusammenhang zwischen Schrift und Leben zu, und so brach er feurig aus: Ihr Herren Italiener könnt euch freilich über Stürme in der Literatur nicht beklagen! Als Kind neufranzösischer Erziehung lernte ich nebst der Muttersprache auch italienisch, englisch und deutsch, kenne aber keine hergebrachtere Eintönigkeit, als die der modernen italienischen Poesie. Drei, vier immer wiederkehrende Ideen, ein ewiger Klingklang, ein ewiges Spiel mit abgebrauchten Phrasen, und ängstiges Meiden neuer Wendungen aus knechtischer Furcht vor jedem Verstoß gegen die herkömmliche Klassizitätsregel, oder gar der Crusca, von der sie sich keineswegs so befreit haben, wie sie uns möchten glauben machen; das beliebt den heutigen Söhnen Ausoniens Literatur zu nennen!

G o l i. Die Macht der Crusca steht der Gewalt-

herrschaft einer Académie française noch weit nach!

Lorville. Diese Kinderschuhe zogen wir Franzosen schon längst aus, seit unsere Literatur durch Madame Staëls Schriften und durch den Einfluß ausländischer Werke bereichert worden.

Goli. Übel genug, denn so ward eure einfache, graziöse Literatur zum unklaren nordischen Wahnsinn, der romantisch heißen soll, und leider auch uns schon zum Theile angesteckt hat. Ein Glück, daß sich unser gesunder Sinn meist noch dagegen sträubt!

Lorville. Sträubt euch wie ihr wollt, ihr müßt euch doch fügen!

Goli. Wir brauchen keine gepfefferte Salon-Lektüre für blasirte Geister. Übrigens wird man unsere heutige Literatur anders beurtheilen, wenn man nicht etwa die Schöpfungen eines Monti, eines Manzoni geradezu übersieht, welche die Ehre der Übersetzung in alle gebildete Sprachen erfuhren.

Lorville. Man übersetzt auch grönländische Poesien, ohne sie darum für die ersten zu halten!

Camilla. Meine Herren! ich bin neutral; die Salon-Lectüre steht unter dem Schutze der Damen, ich bitte sie daher außer Spiel zu lassen. Bedenken Sie, Freund, fuhr Vorville hitzig fort, ohne Camilla's Worte zu beachten, daß sich unsere Poesie mit la Martine, Delavigne, Victor Hugo, Eugene Sue und andern neu gehäutet, daß sie sich über den Gräbern eines Corneille, Racine, Voltaire zu uner-schwingbarem Reichthume an Formen und Ideen, zur ersten der Welt aufschwang! Alle staunten über diesen Ausdruck! Also auch unser poetisches Biergestirn soll sich vor diesem neugebackenen Romantizismus neigen, erwiederte Goli spöttisch, selbst unser Dante, von dem alle andern Nationen Europas das Himmelfeuer der Poesie entlehnten, der ihnen zuerst die Bahn nach dem Olymp zeigte? O! rief Gilly plötzlich, wie aus dem Traume erwacht, aus! Und was wären Shakespeare, Milton, Sir Walter Scott, Lord Byron, Thomas Moore und so viele andere englische Dichter? Und Schiller, Göthe, Wieland, Müllner, ja selbst Hoffmann, den ihr Franzosen jetzt so vergöttert? — fügte der

Deutsche bei. Ist alles schon in unserer Literatur, sammt den Leistungen der Amerikaner, Irving, Cooper, und wie sie alle heißen mögen, in ein großes Ganzes, wie alle Ströme im Weltmeere, vereinigt, war Corville's begeisterte Antwort! — Die Gesellschaft brach in ein lautes Gelächter aus. Die Sache wird erhaben, bemerkte Goli beißend zu nicht geringem Ärger Corville's.

Sich mit Herren in einen so langen und gelehrten Streit einlassen, hub Camilla scherzend an, ist nicht die Sache einer Dame, auch würde man, wie ich so eben sah, meine Rede wenig beachten. Ich erlaube mir nur, alle Dichter, was immer für einer Nation, in Schutz zu nehmen, wo sie uns Frauen gehuldiget, und hoffe, die Herren werden nichts dagegen haben. Petrarca mit seinen unerschöpflichen Variationen über das weltbindende Himmels-thema Liebe, Byron in seinen himmlischen und doch so möglichen Weiber-Idealen; Victor Hugo, wo er seine Geliebte fahren sieht und ausruft: qu'il voudroit expirer sous sa roue! — Kann es einen poetischen Ausdruck geben? unterbrach sie Corville begeistert!

Camilla. Des deutschen Sängers der Frauenwürde, und des so deutschen Göthe nicht zu vergessen, mit seinem schneereinen Mädchenideale eines Gretchen, bevor der Hauch der Verführung die holde Blüthe vergiftet.

Eckhart verneigte sich wohlgefällig, wie im Namen seiner Nation.

Alles dieß sind, fuhr Camilla fort, ohne alle Schwärmerei gesprochen, Schöpfungen, die sich wohl kaum angreifen lassen, beseelende Gebilde, die das Gemüth nur in Stunden hoher Weihe zu fassen vermag. Es wird nicht erst der Galanterie meiner Gesellschaft bedürfen, um mir hierin Recht zu geben; auch ist es wohl einer Frau gestattet, gelesen zu haben, was ihrem Geschlechte an Huldigungen dargebracht worden, ohne eben darum in den Ruf einer Letterata (bluestocking) zu kommen.

Und Dante vergaßen Sie, rief Goli, den göttlichen Dante mit seiner Beatrice, der schon sang, als in ganz Europa noch lauter Finsterniß war.

Eckhart. Bei meinem jetzigen Aufenthalt in Italien bemerke ich wohl, daß Ihre Landsleute

größtentheils dieser Meinung seyen; ja, daß sie sich darin gewissermaßen ungerne durch Bekanntschaft mit fremden Literaturen stören lassen, es vorziehen, in platter Selbstbewunderung zu taumeln, und daß sich viele noch stets in der Geburtsperiode italienisch-klassischer Poesie wähen, wo alles um sie noch Dämmerung war, während doch seitdem andere Nationen Riesenschritte gemacht, Italien wenigstens ganz gewiß eingeholt haben. Auch ward übrigens, beiläufig bemerkt, unser Niebelungenfang noch vor Dante geschrieben.

Goli. Mag seyn; die heutige gebildete Literatur Europas, zu welcher das Niebelungenlied, wie ich aus etlichen, ins Italienische übersehten Stellen desselben entnahm, keineswegs gehört, verdankt doch der italienischen Poesie allein ihre Wiedergeburt. Ihr allein gebührt der Name Poesie, Sprachmusik! — Gerne mag sie die Bestrebungen anderer Völker sehen, sie zu erreichen, wie eine Mutter das LaUen der Kinder gerne hört, stets bleibt sie doch Königin! Mögen andere Nationen auch noch so viel poetische Gedanken zusammenkneten, es ist

doch keine wohlklingende Poesie. Ihre Sprachen, verzeihen sie mir den Ausdruck, meine Herren, klingen uns Italienern stets wie ein Schuß gegen Glasfenster, während die unsere ganz gewiß Ihrem Gehöre schmeichelt!

Für Corville war dieß Niegehörtes! — Er sprang vom Stuhle auf, suchte am offenen Fenster Luft, war aber als Franzose zu galant, seinem Borne in Gegenwart einer Dame Lauf zu lassen.

Die gelese nste Literatur, versetzte Gilly kategorisch und trocken, ist heutigen Tags in ganz Europa die englische, und somit wäre auch schon ihr Platz und Werth bestimmt.

Eckhart. Und täglich mehr, in Paris am meisten, lernt man nun die unermesslichen Tiefen, die Allseitigkeit deutscher Literatur und Poesie verehren. Sie hat so viel Theile, als es fremde Literaturen gibt. Alles Fremde treulich nützend, hat sie nebstdem noch eine reindutsche Poesie aufzuweisen.

Mitleidig lächelte Goli, ruhig saß Gilly, auf seinen früheren Ausspruch stolz; Corville aber rief hastig aus: wären wir Neufranzosen nicht, wer

hätte von euch Deutschen bei eurer angeborenen Schwerfälligkeit je etwas erfahren? Der rohe Edelstein bedarf erst geübter Hand, um geschliffen etwas zu gelten.

Indessen ahmt ihr uns nach in der Karikatur, antwortete Eckhart; nichts Gräßliches, Fieberhaftes gibt es, was ihr nicht im Wahne que c'est allemand in eure neue Literatur aufgenommen hättet. Victor Hugos Notre dame de Paris ist ein eben so geniales Schanddenkmal davon, als sein Claude Gueux, worin er einen Dieb und Mörder vertheidigend, die Schuld auf die bürgerliche Gesellschaft wälzt, daß er so geworden, lieber diese hinrichten möchte, als den Verbrecher. Wohin führt diese Raserei, nach welcher am Ende keine Missethat strafbar wäre! Dieß kann nur eine Uebergangs-Literatur seyn; Gott gebe, daß sie bald zu etwas Bessern führe!

So waren die vier Gäste hoch ereifert. Camilla argwohnte ganz richtig, daß Vorville nicht übel Lust hätte, seine Ansichten auch wohl mit der Degen- spize durchzusetzen; scherzend unterbrach sie daher

schnell das Gespräch mit den Worten: Auf diese Weise gehört ein jeder von den Herren zu der ersten Nation der Welt!

Etwas betroffen saßen alle da, und warfen sich grimmige Blicke zu.

Aus dieser Fabel, fuhr Camilla fort, verzeihen sie den Ausdruck meine Herren, ließe sich vielleicht die Moral ziehen, daß die Leistungen einer jeden Nation wichtig seyen. Wer vermöchte den Grad zu bestimmen? Niemand kann wohl Richter in eigener, und um so weniger in fremder Angelegenheit seyn, wo er zugleich Partei wäre. So viel verstehe auch ich von der Rechtsgelehrtheit. Wer darf behaupten, in einem Afforde sey dieser oder jener Ton der vorzüglichste? Gehören sie doch alle zur Bildung des Affordes. Hadern, um das Monopol in der Poesie, scheint mir so kleinlich, unserer Lage so unwürdig! Als keiner der Gäste etwas darauf erwiederte, vielleicht die Wahrheit der Sache fühlend, nahm Camilla abermals das Wort. Ich bin Amerikanerin, gehöre also zu keiner der gepriesenen europäischen Nationen. Sie

werden mir daher meine unparteiſche Äußerung vergeben.

Da es eben Mitternacht ſchlug, wollten ſich die Gäſte entfernen, ihrer morgigen Abreiſe gedenkend; doch die liebenswürdige Hausfrau hielt die Geſellſchaft beiſammen. Unter ſtummen Berbeugungen — ſprach ſie — wollen wir nicht ſcheiden. Um einen Friedensſchluß beim Punsch-
bowl bitte ich die Herren. Zwar ſind Sie alle genug in Hitze gerathen, draußen aber iſt es kühl, und ein warmes Glas Punsch iſt daher wohl zu ertragen.

Schnell dampfte auf ihren Wink das Feſtgetränk aus vollen Gläſern. Morgen, fuhr ſie fort, verlaſſen mich die Herren, und ziehen nach dem ſchönen Unter-Italien. Keinem gereicht es zur Unehre, früher allen Groll zu vergeſſen.

Wer weiß, ob mir das Schickſal, oder vielmehr meines Gatten Geſchäfte, das Vergnügen gönnen, Sie alle je wieder verſammelt zu ſehen. Auf jeden Fall wird mir mein Aufenthalt bei Livorno und die angenehmen Bekanntſchaften, welche ich hier

machte, stets ein werthes Andenken bleiben. Es waren nicht bloße verbindliche Phrasen; es that ihr wirklich leid, daß die Jahreszeit ihrem Aufenthalte bald ein Ende machen sollte, und ihr Salon vor der Stadt sich allmählich zu lichten begann; denn gleich ihren jezigen Gästen hatten viele andere bereits Livorno verlassen, und viele waren im Begriffe es zu thun, um, wie gewöhnlich, gleich den Schwalben hinunter nach Süden zu ziehen. Der Versöhnungstrunk, von einer hübschen Frau geboten, hatte die Gemüther der Anwesenden völlig beruhigt.

Weit entfernt, für Einen aus ihnen etwa irgend ein besonderes Interesse zu nähern, war doch Camilla durch den Gedanken an das baldige Ende ihres angenehmen Aufenthaltes am Meere stille und nachsinnend geworden. Sie wollte es jedoch nicht merken lassen, und riß sich aus ihrer Stimmung mit den Worten: Aus keines Dichters Werken dürfte nach meinem Gefühle, ich möchte sagen ein so weltbürgerlicher Geist athmen, als aus jenen Byrons. Dieß war dem Deutschen ein neues,

willkommenes Lösungswort zu literarischem Gespräch.

Ja wohl, versetzte er eifrig, sein Child Harold, sein Don Juan führen uns nach England, Spanien, Frankreich, Italien, Griechenland, nach dem Libanon, dem ganzen Orient, und wie alle jene Glanzpunkte der Welt heißen mögen, wohin sich der Gebildete unserer Zeit in träumerischen Stunden sehnt!

Seht man sich hin, geht man dahin; das Reisen ist in unsern Tagen zum Spiele geworden, sprach Gilly. Eckhart achtete keiner Rede weiter, fuhr wie ein Begeisterter fort, Byrons Vorzüge aufzuzählen, indem er bemerkte, wie uns dieser Dichter in allen Ländern das Schöne, Nührende, Erhabene und Begeisternde vorsühre. Im Okzident hübsche, elegante Frauen, ritterliche Blüthen europäischer Kultur, im Orient bald die erhabene Idylle zwischen Don Juan und der Prinzessin Haider, mitten in unserer reflektirenden Zeit, bald eine griechische Vermählungsfeier, zwischen den beiden Liebenden einen Wagen gezogen von blumenbefränzten



Widern mit goldenen Hörnern, bald die üppige Märchenpracht des Harems in seinem innersten Innern, wo Schönes aller Zonen schmachtend zur Wahl eines Einzigen vereinigt blüht! So möchte es seyn, bemerkte Camilla, Byron spricht, und die ganze Welt liegt in ihrer Pracht vor unsern Blicken ausgebreitet! Wie kleinlich, versetzte Goli, erscheint uns dagegen nicht die bürgerliche Alltagswelt, wie sie uns deutsche Dichter vorführen, selbst Göthe, dem man Verdienst und Lebenskenntniß nicht abstreiten mag! — Blendender Dichter mögen sich andere Nationen rühmen, erwiederte Eckhart mit überdeutscher Schnelligkeit, sie haben aber keinen, der die Seele so durch und durch erwärmt, gleich altem Rheinwein, wie der alte Göthe! — Doch verfallen wir nicht wieder in den alten Streit, den uns unsere Hausfrau schon mit mildem Ernste verwies; beherzigen wir vielmehr, worauf sie uns aufmerksam machte, wie sich die Kulturen aller Nationen einer Verschmelzung nähern. — Franzosen in Algier, Bayern in Griechenland, Oesterreich in

Oberitalien; sollten diese Begebenheiten nicht alle mächtig dahin wirken? Ja selbst so manches scheinbar Unbedeutende trägt dazu bei. Nie kannte man in Wien so viel Italienisches, als seit es mit Oberitalien in so genauer Verbindung steht, und seit dieser Zeit erst, wo hier Lehrkanzeln der Aesthetik errichtet wurden, lernte man diese Wissenschaft in Italien als solche kennen, deren Name sonst fremd war. So mag wieder das Erscheinen einer deutschen Zeitschrift in Mailand immerhin das Ihre dazu beitragen, Italiens Werth nach allen Beziehungen in Deutschland mehr geltend zu machen, und zwei Nationen einander näher zu führen, die so werth sind, sich wechselseitig zu schätzen!

Corville. Genug des Philosophirens, um des Himmelswillen, Schonung für die Geduld einer Dame! Wie ihr Deutschen doch nie aufhören könnt, wenn ihr einmal auf euer Lieblingsthema, Lesen und Schreiben, gerathet.

Goli. Der Punsch löst unserm deutschen Freunde wunderbar die Zunge!

Corville. Kurz die Welt ist so übel nicht, und in Gegenwart einer hübschen Frau ein Paradies. Hoch lebe unsere schöne Wirthin! Gern stimmten alle ein sie lebe hoch! — und die Gläser erflangen.

Camilla verneigte sich, und stolz auf die herbeigezauberte friedliche Stimmung, wußte sie dieselbe gleich auf keine geringe Probe zu stellen. Umgeben von Blumen und edlen Pflanzen aller Art, in Gefäßen und Sträußen, hatte sie während des Gespräches unvermerkt im Scherze zwei frischgebrochene Lorbeerzweige zu einem Kranze gebunden, und ihn der Marmorbüste Dante's aufgesetzt, welche bei ihrem Sopha stand.

Erlauben Sie, wandte sie sich lächelnd zu Corville, daß ich für heute diesen als Altvater und Schöpfer neuer Poesie kränze. Corville's Zorn flammte von neuem auf, ward aber bald durch einen Blick der schönen Richterin besänftigt. — Übrigens, bemerkte sie scherzend, muß ich demüthig gestehen, meine Herren, daß man sich in meinem Hause noch nie so gelehrt unterhielt. Weinahe laufe ich Gefahr,

von Goli als Letterata angesehen zu werden, ein Titel, der in seinem Vaterlande nicht mit Unrecht so sehr verschrien ist! Manches ward noch darüber hin und her gescherzt. Da schlug die Glocke ein Uhr und mahnte die Gäste ernstlich, daß es Zeit sey, den Rückweg nach der Stadt anzutreten, um bei Tagesanbruch zur Abreise auf dem Dampfboote Henri IV. fertig zu seyn, welches bereits aus Marseille in Livorno eingetroffen, seinen Weg nach Neapel verfolge.

Das comfortable möblirte Kabinet, worin die Gesellschaft saß, die reizende junge Frau vom Hause in einfachem, eleganten Anzuge, umringt von den schönsten Kindern der Blumen- und Pflanzenwelt, unter deren dunklem Grün erleuchtete Kugeln von mattem Glase ein magisches Licht auf das Ganze warfen, die Aussicht beim offenen Fenster, bei einer italienischen Mondnacht aufs hohe Meer — Alles lächelte die Scheidenden doppelt reizend an, wie es in Stunden des Abschiedes zu geschehen pflegt. Aber die Stunde hatte geschlagen. Nicht ohne Rührung beurlaubten sich die Herren, und dankten der

Frau vom Hause für alle, in ihrem Salon angenehm und interessant verlebten Stunden. Ihren Shawl über den Kopf geworfen, begleitete sie die Gäste noch aus den Zimmern in den Garten. In der Vorhalle erinnerte sich Lorville so mancher hier unter Tanz vergnügt zugebrachter Stunden, und sein leichtes französisches Geblüt verläugnete sich nicht, als er scherzend vor Camilla kniete und sie noch um eine einzige Walzertour zum Abschiede bat, zu welcher er die Musik singen wollte. Obschon eben nicht dazu gestimmt, gewährte sie als artige Frau vom Hause die Bitte. Dann traten alle auf den Balkon heraus, welcher in Stufen endend nach dem Garten führte. Der Sturm war gänzlich vorüber, der heiterste Sternenhimmel wölbte sich tiefblau über ihnen. Die Luft, von Pflanzen- und Blumendüften erfüllt, war wieder ganz italienisch, und zauberisch beleuchtete der Mondschein Limonen- und Orangenfrüchte zwischen dunklem Laube.

Camilla blieb auf der letzten Balkonstufe, der Boden im Garten war ihr noch zu feucht. Kaum hatte sie versucht, den kleinen, leicht chauffirten Fuß

mit der Spitze darauf zu setzen, als sie ihn schnell wieder zurückzog. Herzlich und anmuthig schüttelte sie den Weggehenden zum Abschiede die Hand, und sah ihnen noch lange im Mondlichte nach. Das hübsche Antlitz, vom Shawl umschwebt, machte sich schöner als je. Es hat immer etwas Trübes, von einer hübschen Frau auf längere Zeit zu scheiden. Finden wir sie wieder, wieder so hübsch? — Ach ihre Blüthe ist so kurz, sind Gedanken, die sich uns in solchen Momenten oft unwillkürlich aufdrängen. — Corville konnte sich nicht enthalten, noch einmal umzukehren und ihr einige Galanterien zu sagen, vielleicht auch, um sich dadurch den Anschein des Begünstigtern zu geben. Schnell ward ihm aber zur verdienten Buße von der jungen Frau befohlen, auch die andern drei herbeizurufen. So reichte sie allen neuerdings freundlich die Hand, und jeder konnte sich gleichen Wohlwollens rühmen.

Nun schieden sie wirklich. Da es zu spät war, nach der Stadt zurückzukehren, sandten sie ihren Dienern den Befehl dahin, sich bei Tagesanbruch mit ihrem Gepäck auf dem Dampfboote einzuschif-

fen, und beschlossen in einem südlich von Camillen's Villa gelegenen Gasthose am Meere zu übernachten, und bei grauendem Morgen mit einem Schnellsegler dem Dampfboote entgegen zu fahren, um darauf die Reise nach Unteritalien, ihrem gemeinschaftlichen Ziele, fortzusetzen, wo sie den Winter zubringen wollten.

Es war ein recht hübsch verlebter Abend, unter Gesprächen, welche sich doch über der gewöhnlichen Conversation von Wetter und Theater erhoben, was zuweilen auch seinen Reiz hat, obschon es gar leicht schwerfällig und langweilig zu werden droht! Auch diesmal war es der Frau vom Hause nicht immer gelungen, jene Schwerfälligkeit ferne zu halten. Indes erhöhte ihre liebliche Gegenwart mächtig den Reiz des Ganzen, und wußte die Unterhaltung in die Schranken der Milde zurück zu führen. Auch in frühern Zirkeln bei Camilla ward dasselbe Thema zufällig berührt, jedoch unter so vielen andern, ohne daß man es weiter verfolgt hätte. Nur am letzten Abend war es dem Zufalle vorbehalten, früher Hingestretetes zur Blüthe zu bringen.

Kaum dämmerte der Morgen, so waren die vier Fremden auch schon auf einem Schnellsegler vom Lande gestossen, das Dampfboot zu erreichen; bald erschien es auch auf der Meereshöhe. Nochmals schifften sie bei Camilla's Villa vorüber. Noch standen die Fenster des Salons offen, wo sie den gestrigen Abend so angenehm verlebt. Nochmals erblickten sie den kleinen Zauberhain von Gewächsen darin, die gekrönte Büste Dante's schimmerte ihnen entgegen, daneben eine Harfe, über welche zufällig Camillens Shawl hing, der vom Morgenwinde bewegt, ihnen noch ein Lebewohl zuzuwinken schien. Unwillkürlich gedachten hier alle der schönen Schläferinn, wie sie das reizende Antlig in die Spitzepolster gesenkt, sich in ihren Morgenträumen vielleicht auch des gestrigen Abends erinnerte.

Sie hatte einem jeden der vier Fremden das ihr gegebene Stammbuchblatt versiegelt zurück gestellt, mit der Bitte, es nicht eher zu erbrechen, als auf hohem Meere. Dort befanden sie sich nun; ungeduldig öffnete jeder sein Blatt, und es fand sich,

...

...



daß sie allen dieselben französischen Worte hinein geschrieben :

Soyez sages; ne Vous croyez pas la première nation; estimez les autres pour en être estimés vous-mêmes. N'oubliez point cette prière, et la voix qui vous l'adresse.

Camille.

Sie blickten sich eben verwundert an, als sie die Nähe des Dampfbootes aus ihrer Stimmung riß. Sie mußten es schnell erklimmen, denn sein Lauf war nur für einen Augenblick unterbrochen. Bald saßen sie auf dem Verdecke. Camilla's Landhaus war ihnen gänzlich aus den Augen verschwunden. Die Fahrt ging nach Civitavecchia, von dort wollten die Reisenden nach der ewigen Roma, nach dem paradiesischen Neapel und Sicilien. Ein Himmel feenhafter Reisehoffnungen schwebte vor ihrer Seele, die sich in lieblicher Poesie auslösten. Lustig qualmte der dunkle Rauch des Dampfbootes himmelan, die Sonne ging auf, und die Smaragdfluthen des weiten Meeres spielten alle Farben. — Fremde aus verschiedenen Zonen standen auf dem

Verdeckt, das große Schauspiel stumm genießend. Unser deutscher Freund saß ruhig auf einigen über einander geschichteten Koffern. Zufällig hatte er eben Byrons Dichtungen bei der Hand. Er blätterte darin umher, und erinnerte sich an Camillens Worte, daß daraus ein Geist des Weltbürgerthums, der Allseitigkeit unserer Lage entgegenwehe. Bald schwebten ihm auch die gestrigen Abendgespräche, bald Göthes Worte vor, daß sich eine Weltliteratur ausbilde, daß alle Literaturen allmählich zu einer Einzigem werden, worin jeder Dünkel einer Suprematie darin zeitwidrig und lächerlich erscheint! Wahrlich die hübsche Frau hatte Recht, dachte Eckhart im Stillen.

Bei keinem der vier Freunde blieb das Andenken an jenes zufällige Gespräch im Salon Camillas ohne einen gewissen Eindruck, vielleicht selbst auf sein Leben, denn Worte einer hübschen Frau sind oft von magischer Kraft! —

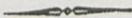
Donnernd und schäumend griffen unterdessen die Räder des Dampfbootes ins Meer. Schon war auch die blaue Küste nicht mehr zu sehen.

Ein erquickender Morgenwind wehte herüber. Einigen jungen Franzosen fiel es bei, der aufgehenden Sonne einen Champagnertoast entgegen zu bringen; vielleicht durch den Namen des Dampfbootes angeregt, stimmten sie: » Vive Henri IV. « an, während ein Bouteillen-Stöpsel nach dem andern in die Lüfte schoß. Am andern Ende des Verdeckes sangen wieder ein paar Engländer » Rule Britannia, « etliche junge Deutsche das bekannte Lied » Vom hohen Olymp ward uns die Freude «, herrliche italienische Stimmen ließen eine Stelle aus Bellinis Oper *Norma* vernehmen :

Ah troppo tardi
T' ho conosciuta
Sublime Donna,
Io t' ho perduta!

Eine Gruppe Damen, in ihre schottischen Mäntel gehüllt, horchte zu. —

Es war gleichsam ein Moment europäischer Kaufsches, und er stand mit dem gestrigen Gespräch in wunderlichem Zusammenhange! —







Fc 1131

gn

ULB Halle

3

005 806 860



Sb.

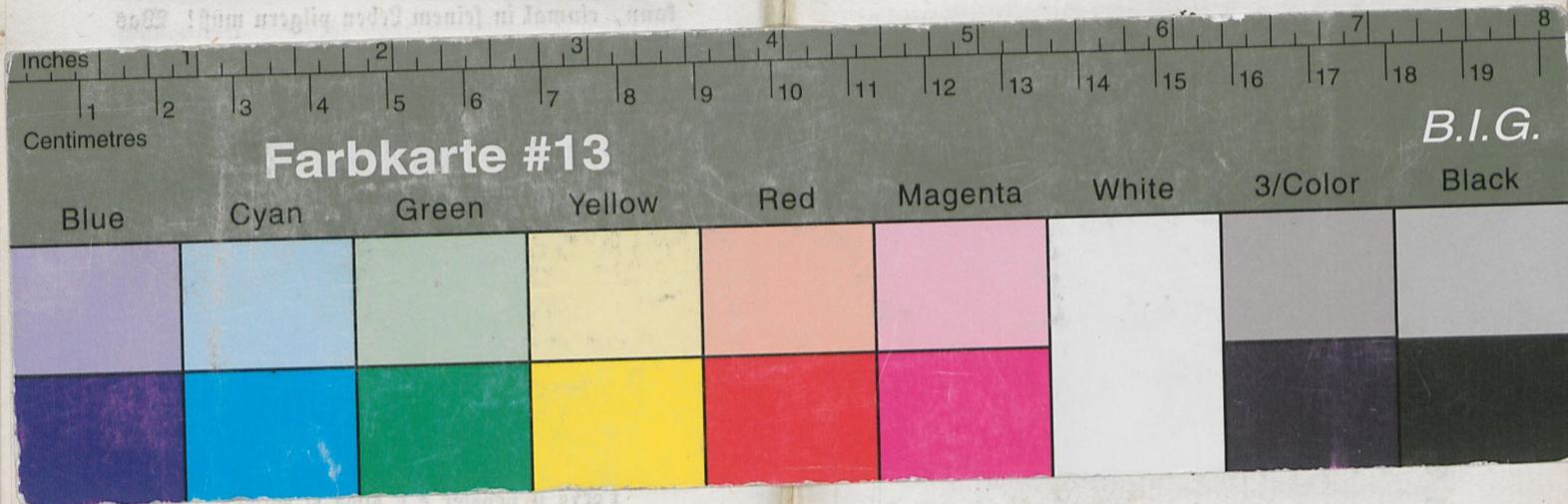
NC





Für Kalobiotik,

Kunst, das Leben zu verschönern,



W i e n.

Gedruckt und in Commission bei Carl Gerold

1838.

